

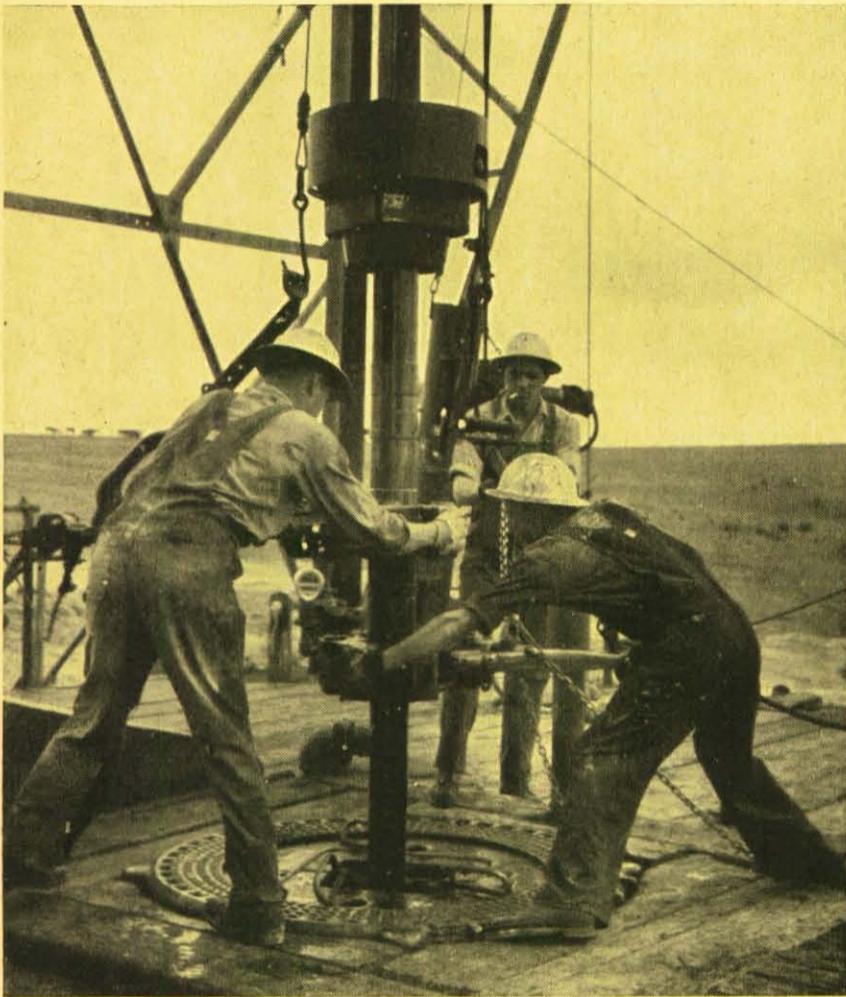
ZB
ILLUSTRIERTE



Ausgabe A
Sie lesen heute die
Großreportage:

ÖL IM BRENNPUNKT

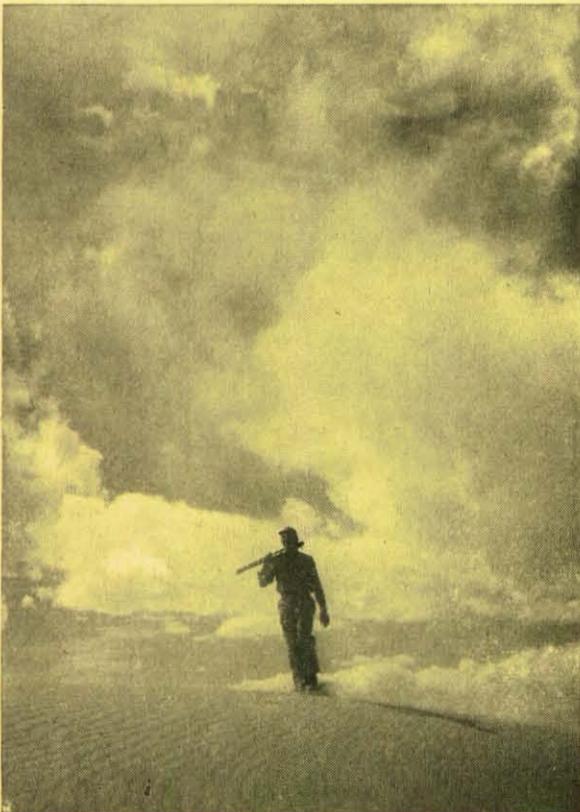
► ÖL IM BREITEN



Schwer ist die Arbeit auf den Ölfeldern. Nur Männer mit besonderen Fähigkeiten und Erfahrungen können sie ausführen. Ihr Beruf verschlägt sie oft in die abgelegensten Winkel der Erde. Unser Bild zeigt einen Teil des Bohrturms, den Drehtisch. Die Drehtischmannschaft, die sogenannten „floormen“, ist damit beschäftigt, ein neues Rohrstück an das Bohrgestänge anzuschrauben. Diese Arbeit erfordert äußerste Konzentration.



Die abgestorbenen Zypressenbäume im Vordergrund scheinen nicht von der Natur, sondern von den Bohrtürmen im Hintergrund geformt zu sein. Sie stehen als Symbol für die wirtschaftliche Weltmacht Öl. Überall, wo Erdölvorkommen vermutet werden, ob in den Einöden Alaskas, in den Sandwüsten des Mittleren Ostens oder im tropischen Urwald von Papua oder Neuguinea — überall muß die Natur dem Bohrturm und somit der Technik weichen.



Wolken und Sand sind die Gefährten von Mr. Maurice Kennedy. Er ist Geologe einer amerikanischen Erdölgesellschaft, die in „Amerikas Sahara“, den Sanddünen von West-Texas, neue Ölvorkommen sucht. „Öl ist da, wo man es findet“, meint Mr. Kennedy und drückt dazu die großen Schwierigkeiten aus, mit denen auch heute noch die modern ausgerüsteten Ölsucher zu kämpfen haben. Mit außerordentlich feinen Instrumenten, mit Gravimetern (Schweremessern), seismischen Aufnahmen, elektrischen Wellen und Geräten zur Messung des Erdmagnetfeldes, rücken sie der Erdrinde zu Leibe und fertigen Skizzen und Karten an, deren Auswertung es dem Fachmann gestattet, Öllager festzustellen.

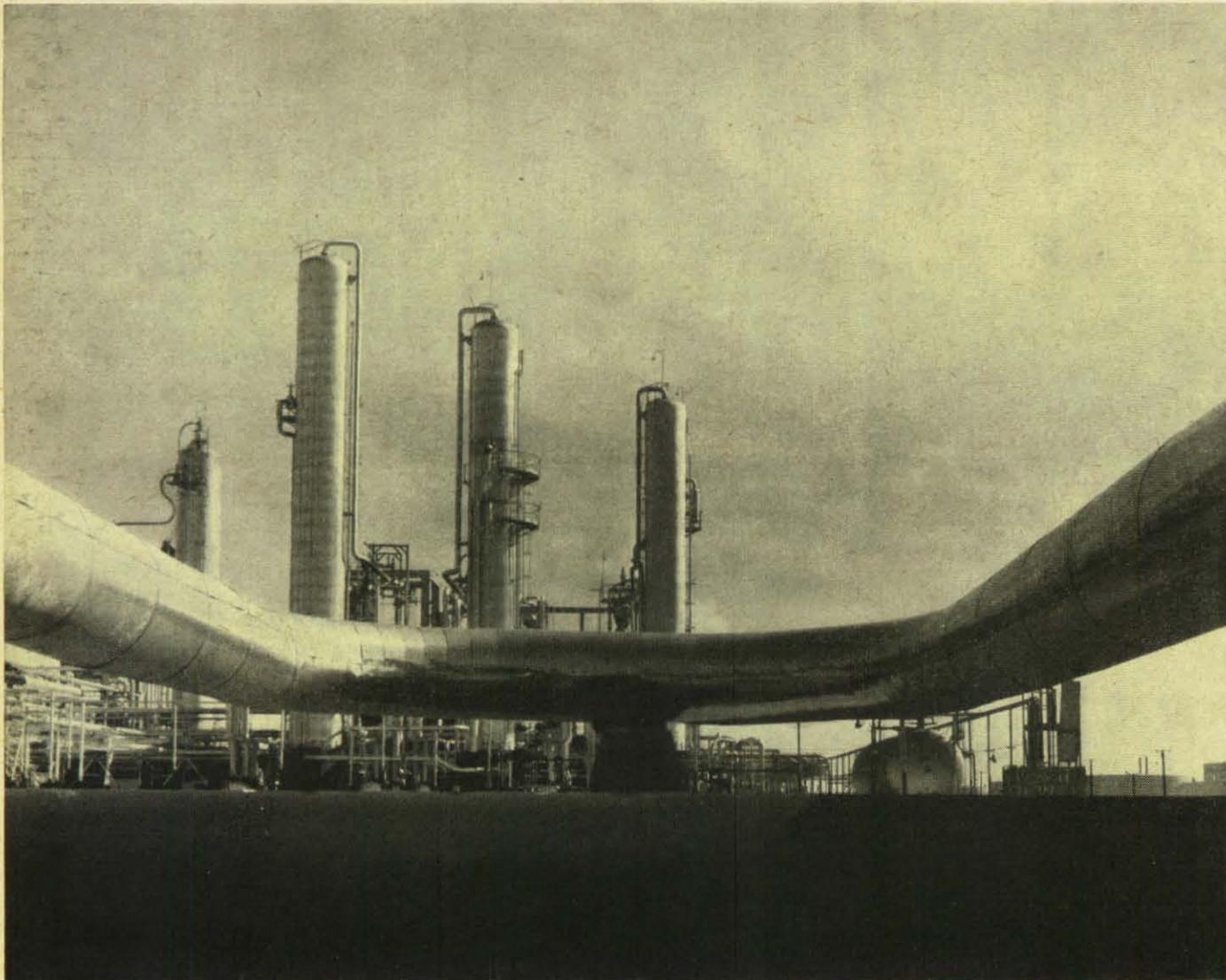


Auf das Meer ausgedehnt haben die Ölsucher längst ihr Feld. Im Breton-Sund, einem Teil des Golfes von Mexiko, werfen die Männer ein Boje, um die Stelle zu markieren, an der das letzte Geophon verankert wurde. Geophone sind Geräte, mit denen Schallwellen aufgenommen werden, die durch Dynamitdetonationen im Golf erzeugt werden. Diese seismographische Methode nützt die Tatsache aus, daß starke erdbebenartige Wellen von Schichten verschiedener Dichte in verschiedener Richtung und Intensität reflektiert werden. Eine kartographische Erfassung der Werte enthüllt den Geologen ziemlich sicher Erdölvorkommen in den Meerestiefen.



Cowboys der Swanson-Ranch in West-Texas treiben das Vieh an einem neuen Bohrturm vorüber, der auf dem Grund und Boden der Farm errichtet wurde. In ganz Texas sind die Ölsucher willkommene Gäste bei den Viehzüchtern, denn der Boden ist oft sandig und unfruchtbar. Schon mancher Bohrer konnte seine Viehzucht aufgeben, da ihm fündige Bohrungen auf seinem Boden über Nacht zum reichen Mann gemacht haben. Die Ölsucher, die sich am neuen Bohrturm ein Lager errichtet haben, das heißt in Amerika „den Wohnwagen aufbocken“, sind während Wochen und Monaten vollständig auf sich selbst angewiesen. Auf den Ölfeldern wird Tag und Nacht gebohrt.

NNPUNKT!



◀ **Kapitulieren** muß der Laie angesichts der verwirrenden Vielfalt von Türmen, mächtigen und kleinen Rohrleitungen in einer modernen Raffinerie selbst bei „einleuchtenden“ Erklärungen eines Fachmanns. Wenn er hört, daß in diesen hohen Türmen „gekrackt“, „thermisch reformiert“, „alkyliert“, „polymerisiert“ und „isomerisiert“ wird, kann er sich nur wundern, daß bei diesen chemischen Vorgängen überhaupt etwas herauskommt.

Seit Monaten beunruhigt die Krise um den Suezkanal die Weltöffentlichkeit. Die Ereignisse überstürzen sich. Es begann mit der Kündigung des Suez-Vertrages durch den ägyptischen Staatschef Nasser. Bedrohliche Wolken zogen herauf, als England und Frankreich zur bewaffneten Intervention in Ägypten übergingen. Was steckt hinter all diesen Operationen, was ist die treibende Kraft? Die Antwort lautet: Die Weltmacht Öl. Eine der bedeutendsten „Pipelines“ im Nahen Osten wurde bereits stillgelegt, andere fielen Sabotageakten zum Opfer. In vielen Ländern wurde der Treibstoff über Nacht rationiert und teurer.

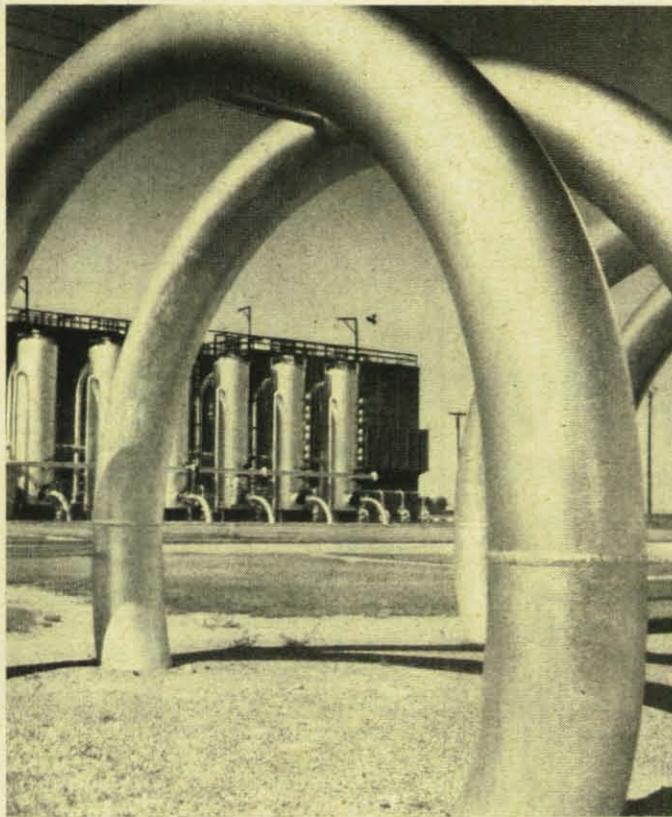
Als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann, Petroleum in größerem Ausmaß zu gewinnen, war die Ölsuche noch eine Art Lotteriespiel. Man bohrte dort, wo Asphalt, Ölspuren und Erdgasvorkommen auf das Vorhandensein von Öl schließen ließen. Als die vorhandenen Quellen dann unergiebig wurden und eine Bohrung nach der anderen „trocken“ blieb, wurde die Unzulänglichkeit dieser Zufallsmethode offenbar. Die Ölsucher riefen die Geologen zu Hilfe, um Möglichkeiten zu finden, Ölvorkommen wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vorhersagen zu können. Die moderne Erdölforschung setzte ein.

Lange Zeit waren sich die Gelehrten nicht einig, ob Erdöl organischen oder mineralischen Ursprunges ist. Fachleute erkennen heute die organische Theorie überwiegend als die richtige an. Man vermutet, daß Petroleum durch Zersetzung von pflanzlichen und tierischen Stoffen, die sich über Jahrmillionen auf dem Meeresgrunde abgelagert haben, entstanden ist. Die umfangreiche Kenntnis der geologischen Formationen unserer Erdrinde macht es den Wissenschaftlern möglich, unter Zuhilfenahme modernster physikalischer Geräte jene Schichten mit großer Wahrscheinlichkeit herauszufinden, die Erdöl führen. Erdöl bildet nicht, wie vielfach angenommen wird, unterirdische Seen, sondern ist porösem Gestein, Sandstein oder Kalkschichten eingelagert und tritt nicht allein, sondern zusammen mit Wasser und Erdgas auf. Infolge der verschiedenen großen spezifischen Gewichte sammelt sich das Wasser unter dem Erdöl, das Gas über diesem an. Es hängt jetzt im wesentlichen vom richtigen Ansetzen der Bohrung ab, um das unter großem Druck zwischen Wasser und Gas eingeschlossene Öl ans Tageslicht zu bringen. Manchmal ist der Druck so groß, daß das Öl, nachdem eine Bohrung „fündig“ geworden ist, überhaupt nicht gebändigt werden kann. Man spricht dann von einem „Springer“. Nur durch Einsatz modernster Hilfsmittel kann ein solcher „Springer“ unter Kontrolle gebracht werden. Wenn es aber gelungen ist, eine Quelle zu bändigen, wird das „schwarze Gold“ durch „Pipelines“, mächtige Rohre mit einem Durchmesser bis zu fast einem Meter, zu den oft weit entfernten Raffinerien oder Verladeplätzen gepumpt. Wenn man erfährt, daß das gesamte Pipeline-System der Erde ca. 800 000 km lang ist, erkennt man die Bedeutung dieses Transportmittels.

In den Raffinerien wird das Erdöl

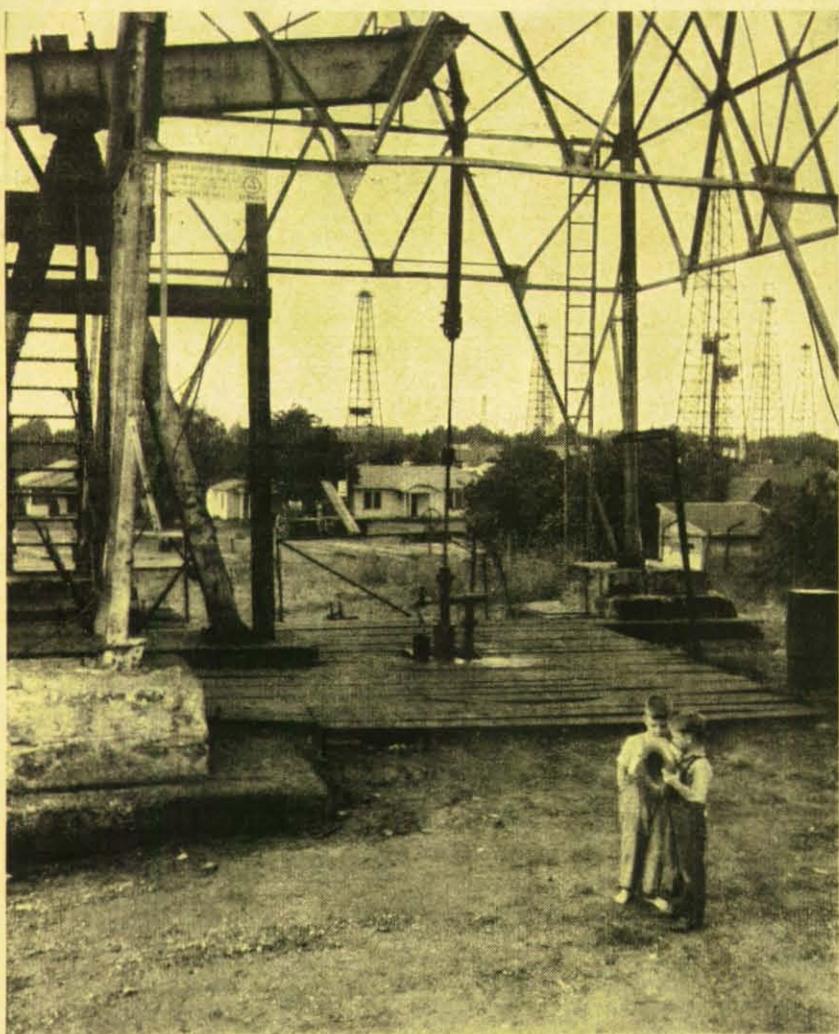


Hart und entbehrungsreich ist das Leben der Ölsucher, das auch das Gesicht dieses Mannes geprägt hat. Seine Mannschaft bohrt im offenen Meer nach Öl. Der Turm ist weiter als eine Stunde Bootsfahrt von der Küste entfernt. Unser Mann hat gerade ein Stück des Bohrgestänges ausgewechselt. Man erkennt deutlich Schlamm am Verschluß. Dieser Schlamm, genannt „Mud“, wird durch das hohle Bohrgestänge gepumpt und steigt dann mit dem abgefrästen Gestein wieder an die Oberfläche. Neben der Spülung hat der „Mud“ die Aufgabe, die Kühlung und die Schmierung des Bohrkopfes zu besorgen. Die Herstellung des „Mud“ ist durchaus nicht einfach; richtiges Gewicht und chemische Zusammensetzung sind Voraussetzung zur Erfüllung der verschiedensten Aufgaben.



Die Bauten einer Raffinerie könnten manch einem modernen Plastiker als Modell dienen. Unser Bild zeigt die Kompressoren-Station, die jedoch eine sehr profane Aufgabe hat. Hier werden gasförmige Kohlenwasserstoffverbindungen, die zum Teil im Erdgas direkt enthalten sind, zum Teil bei der Destillation von Erdöl anfallen, unter Druck verflüssigt. Allgemein bekannt sind zum Beispiel Butan und Propan, die in Flaschen abgefüllt als Kochgas oder Treibgas verkauft werden. Butan wird ferner dem Motorenbenzin beigemischt, um ihm die richtige Flüchtigkeit zu verleihen, die notwendig ist, damit der Motor in kaltem Zustand leicht anspringt. Nicht sichtbar auf unserem Bilde ist die der Kompressoranlage angeschlossene Speicheranlage, deren Röhren 2 Meilen lang sind und 200 000 gallons Propan aufnehmen können.

ÖL IM BRENNPUNKT!



Gestänge aus Stahl und Eisen umgibt die beiden Jungen, aber sie wissen noch nichts von der weltweiten Bedeutung des Öls. Sie interessiert im Augenblick nur der neue Reifen.

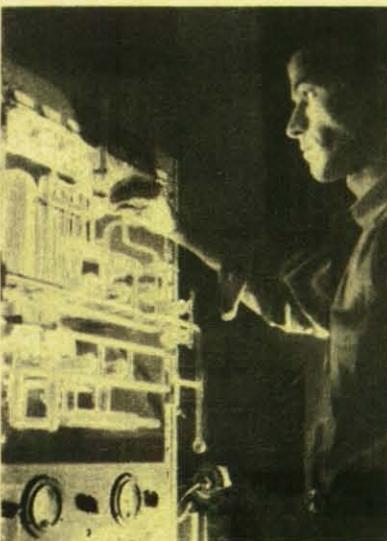
mannigfachen chemischen und physikalischen Prozessen unterworfen, um die verschiedenen vom Verbraucher benötigten Produkte zu erhalten. Diese Produkte sind Auto- und Flugbenzin, Leuchtpetroleum, Lösungsmittel, Schmierstoffe, Dieselöl, Heizöl, Bitumen (Verwendung u. a. als Straßenbelag) und vieles mehr. Ein moderner Zweig der Erdölchemie, die Petrochemie, befaßt sich mit der Entwicklung von Chemiefasern aus Erdöl.

Auch in Deutschland wird Erdöl gefördert. Immerhin sind wir in der

Lage, den Treibstoffbedarf von ca. 5,4 Millionen Kraftfahrzeugen zu einem Drittel aus eigener Produktion zu befriedigen. Der bundesdeutsche Gesamtbedarf an Erdöl betrug 1955: 10,5 Millionen Tonnen, von denen 3,2 Millionen aus eigener Förderung stammten. Der Rest wurde hauptsächlich aus dem Nahen Osten importiert. Diese Tatsache zeigt, welch große Bedeutung der reibungslose Verkehr auf dem Suezkanal, über welchen ja die Mittelost-Öle transportiert werden, auch für die Bundesrepublik hat.



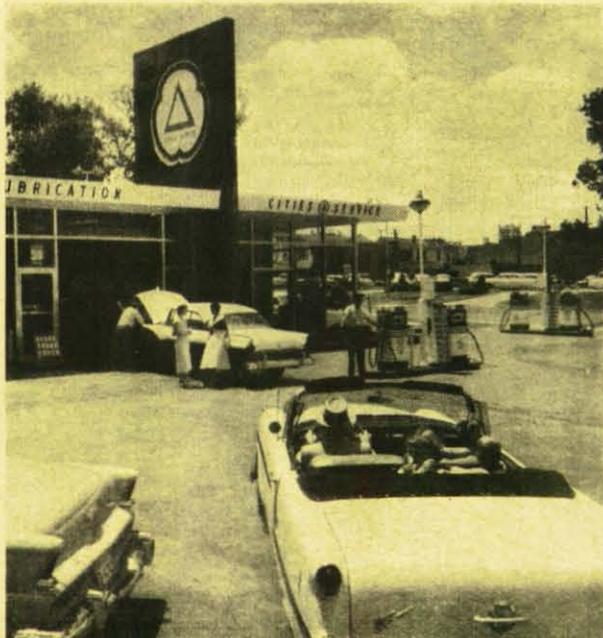
Die paradiesische Ruhe der weitverzweigten Sümpfe in Louisiana (USA), die bisher nur Fallenstellern und Alligatorenjägern als Jagdrevier dienten, sind von dem lauten Treiben der Ölsucher erfüllt. Mit Lastkähnen transportieren sie ihre Ausrüstung zu den Stellen, die von den Geologen bezeichnet wurden.



Die chemische Zusammensetzung des Erdöls ist nicht konstant. Durch fortwährende Analysen muß das Rohöl geprüft werden, damit in der Produktion Raffinerungsprozesse angewandt werden können. Die Arbeit im Labor spielt in der Erdölindustrie eine wichtigere Rolle als in vielen anderen Industriezweigen.



Einer gespenstischen Vision gleichen die Endstationen der einzelnen Produkte des Erdöls. Riesige Ballontanks erheben sich gegen den nächtlichen Himmel. Sie und viele andere Behälter und Lagerhäuser nehmen die Erzeugnisse der Raffinerien auf, bis sie auf dem Wasserwege, auf Schienen und mit Fernlastern die letzte Etappe auf ihrem Weg zum Verbraucher antreten. Geheimnisvoll schimmern die langen, verzweigten Leitungsrohre, die Straßen der Weltmacht Öl, die sich über Meere und Kontinente hinziehen. Wer sie kontrolliert, besitzt eine Machtposition.



Die großen Erdölgesellschaften verfügen ausnahmslos über ein großzügig ausgebautes System von Zapfstellen, ohne die ein konstanter Absatz ihrer Produkte kaum möglich wäre. Moderne Zapfsäulen, Hebebühnen zum Abschmieren der Autos und zum Motorenölwechsel gehören heute zu den für den Kraftfahrer unentbehrlichen Annehmlichkeiten. Welch krasser Kontrast zu den Berichten unserer Großväter, die als „Automobilisten“ ihren Benzinbedarf noch in Apotheken decken mußten. Ein langer Weg, der vor Jahrmillionen seinen Anfang nahm.

Pelz- jäger

**Die Gesellschaft
der Abenteurer**

Die alte Tante HBC, wie die „Hudson Bay Company“ von ihren Freunden gern genannt wird, oder die Gesellschaft der Abenteurer, wie die Historiker bezeichnender sagen, ist wirklich eines der ganz besonderen Unternehmen der Welt. Zwar verdankt sie ihren Ruf weniger der Größe ihrer Unternehmungen als vielmehr ihrer bewegten Geschichte, die das Abenteuer der Auswanderer, der kanadischen Waldläufer, der Indianerkämpfe und das des großen Goldrauchs vor den Sandstürmen des Yukon in den siebenundneunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einschließt. Doch was interessanter scheint: sie ist die älteste Handelsgesellschaft, von der die Historiker der Alten und der Neuen Welt zu berichten wissen. In diesen Tagen feiert sie ihr 285jähriges Bestehen seit ihrer mutmaßlichen Gründung durch die beiden Franzosen Pierre Esprit Radisson und Medart Chouart, Sieur des Grosseiliers, und kann auf eine bunte und erzählenswerte Geschichte zurückblicken. Ihre beiden geschichtlichen Gründer, zwei Spekulanten übelster Art und skrupellose, gewinnstüchtige Abenteurer und Piraten — so wenigstens ist es in alten Quellen nachzulesen —, beherrschten als gewandte Jäger und geschickte Fallensteller mit ihrer „Gruppe der achtzehn Abenteurer Englands“ riesige Gebiete Nordkanadas, namentlich die pelztierreichen Territorien um die Hudson Bay, jener gewaltigen Meeresbucht an der Nordostküste Kanadas, der die Gesellschaft ihren Namen verdankt. Diese Männer waren eher schonungslose Wilderer als waidgerechte Jäger und betrachteten die pelztierreichen Territorien des Nordens als Schatzkammer voll unermeßlicher Reichtümer, die besitzerlos ihrer Bergung harrten. Die Kompanie hatte mit dem Recht des Starken und des Ersten, nach dem ungeschriebenen Gesetz aller Einwanderer, von dem riesigen, nur von wenigen Indianerstämmen besiedelten Land Besitz ergriffen, und ihre Jagdstationen und Forts, die sie zum Schutze gegen die Indianer errichtete, machten das unwirtliche Land zum Vorposten der Neuen Welt. Ihre Jäger und Fallensteller trugen die Zivilisation der Donnerbüchse und des Feuerwassers bis in die arktischen Regionen, und es ist auch heute noch das Ziel der Gesellschaft, den Eskimos die Zivilisation in ihre Zelte zu tragen, aus denen die primitiven Waffen verschwunden sind und durch Schnellfeuerwaffen mit dem Zeichen der HBC ersetzt wurden.



In die Falle gegangen ist dieser Silberfuchs im hohen Norden. Meist sind es eingeborene Indianer, die sich mit dem Pelztierfang beschäftigen und die Wintermonate im ewigen Eis und Schnee verbringen. Alle diese Pelztierjäger gehören der Hudson Bay Company an, die ihren abenteuerlichen Nimbus bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wenn sie auch inzwischen einer der modernsten und größten englischen Handelskonzerne in Kanada geworden ist. Sie verbucht jährlich 110 Millionen Dollar.



Ein Cree-Indianer, einer der besten Jäger, legt dem Leiter des Vorpostens der Gesellschaft seine herrliche Beute an Fuchsfellen vor. Das Hauptarbeitsfeld dieses Jägers liegt in den arktischen Regionen Kanadas, wo noch immer der Schlitten das beste Fahrzeug, und der Polarhund der treueste und unentbehrlichste Helfer des Menschen ist. Den jungen Männern Kanadas, die sich heute bei der Gesellschaft bewerben, mag das Leben im hohen Norden als romantisches Abenteuer erscheinen. Bei den Vorposten der Kompanie aber ist die Romantik einer recht nüchternen und ebenso harten Lebensweise gewichen. Dafür sorgt die fast menschenleere, kalte Öde, die kaum einen Sommer kennt und über der die Sonne nur vier Monate im Jahr in einem fahlen, wärmelosen Licht erstrahlt. Den Pionieren des Nordens — so kann man diese Männer immer noch nennen — macht die Gesellschaft das Leben so leicht es eben geht. Ihre Häuser sind mit allem nur erdenklichen Komfort und Hilfsmitteln ausgestattet.



Eines der begehrtesten Pelztiere, die Bisamratte, war 1930 in Kanada fast ausgestorben. 1936 ließ die Regierung Kanäle bauen und das Wasser vom nördlichen Saskatchewan-Fluß in die ausgetrockneten Sümpfe leiten. 1940 konnten die Pelztierjäger bereits wieder auf Fang ausgehen. Die jungen „Anfänger“ lernen von den erfahrenen Fallenstellern das Handwerk und die Tricks. — Hier betrachtet ein Aufseher die Tagesbeute eines Indianers. Nach der Begutachtung wird dieser mit seiner Frau die Bisamratten abziehen und die Fellchen auf Leisten spannen.



Im nördlichen Kanada, in der Nähe des Brindle-Sees, verläßt ein Pelztierjäger mit seinem Hundegespann das Lager, um die Fallen zu inspizieren. Hier draußen freilich leben die Fallensteller in festen Blockhütten wie ihre Vorfahren, die legendären Waldläufer. Hier gibt es keine vollautomatische Küche und kein Fernsehgerät. Aber auch um diese Menschen kümmert sich die Kompanie. Sie prüft nach, ob die Familien genügend Kalorien und die richtige, den arktischen Bedingungen angemessene Dosis Vitamine erhalten.

HÖHER - SCHNELLER -



Mutter von zwei Kindern ist die vierundzwanzig Jahre alte Mrs. Beverly Thornburg Ellis. Sie wurde zur „idealen Frau der US-Marine“ gewählt. Die Preisrichter stellten fest, daß sie am besten von allen Bewerberinnen die Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern, wie auch die Geduld und Hingabe der Frau eines Marine-Soldaten verkörpere. Mrs. Ellis ist der erste weibliche Fluggast, der die Schallmauer durchbrochen hat. Dazu gehörte schon etwas Mut.

Auf keinem anderen Gebiet der Wissenschaft und Technik ist in den letzten fünfzig Jahren ein solcher Fortschritt zu verzeichnen wie gerade in der Flugindustrie. Unsere Bildauswahl sucht dies zu veranschaulichen.

Wie ein Fabelwesen mutet das Flugzeug des dänischen Luftfahrtpioniers Ellehammer gegenüber den modernen Düsenjägern an. Auch heute noch kann man mit diesem „Ungeheuer“ fliegen. Aber es gehört schon viel Mut dazu, sich in einer solchen Maschine Wind und Wetter auszusetzen.

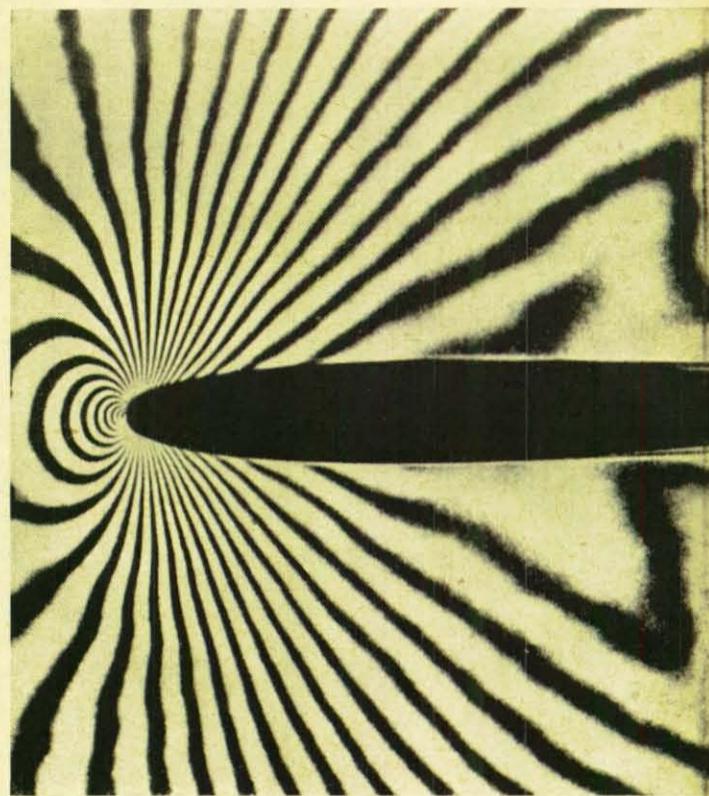
Als die Presse kürzlich von dem Gedenkflug des dänischen Piloten Jensen berichtete, den dieser zur Erinnerung an seinen großen Landsmann durchführte, konnte man in fast allen Berichten die Nachricht lesen: Der Pilot hat die Maschine gut gelandet.

Für uns ist es heute schon fast zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß ein modernes Ver-

kehrsflugzeug gut landet. Dies ist jedoch nicht nur das Verdienst des Piloten. Auch die „Polizisten der Luft“ haben daran entscheidenden Anteil.

Nach Übernahme des Flugsicherungsdienstes durch deutsche Behörden wurde in München-Riem unter der Leitung von Reg.-Baurat Dipl.-Ing. Werner Feilhauer vor einiger Zeit die erste und einzige Schule in der Bundesrepublik für Flugsicherungs- und Kontrolldienst eingerichtet. Mit Ausnahme der Sowjetunion und einiger Ostblockstaaten gehören 64 Länder der ICAO (Internationale Organisation für Zivilluftverkehr) an, die die allgemein gültigen Regeln für die Überwachung und Sicherung des Flugverkehrs auf den „Weltflugstraßen“ aufgestellt hat.

Die Ausbildung im Flugsicherungsdienst dauert drei Jahre. Grundbedingung für die Aufnahme eines Schülers ist die Beherrschung der englischen



Fotografie durchbricht die Schallmauer. In London wurde kürzlich der internationale Kongreß für Zeitlupenfotografie eröffnet. In der gleichzeitig stattfindenden Ausstellung war dieses Bild zu sehen. Es



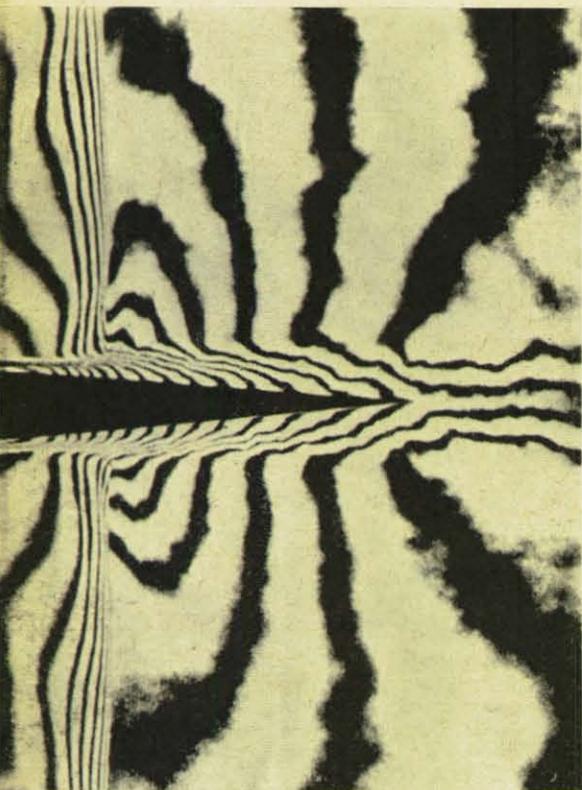
Wie Spielzeuge sehen diese modernen amerikanischen Maschinen aus. Es sind: McDonnell F-101, Convair F-102, North American F-100 und Lockheed F-104. Sie werden jetzt serienweise hergestellt und können alle die Schallmauer im Waagerechtflyg durchbrechen.

Sprache in Wort und Schrift, da in Westeuropa und in vielen Teilen der Welt Englisch die Verkehrssprache zwischen Luftfahrzeugen und den zuständigen Bodenstellen ist. Nur wer nach mehrfachen Vorprüfungen alle Tests bestanden hat, kann mit der Einberufung zur einzigen Flugsicherungsschule in der Bundesrepublik in München-Riem rechnen.

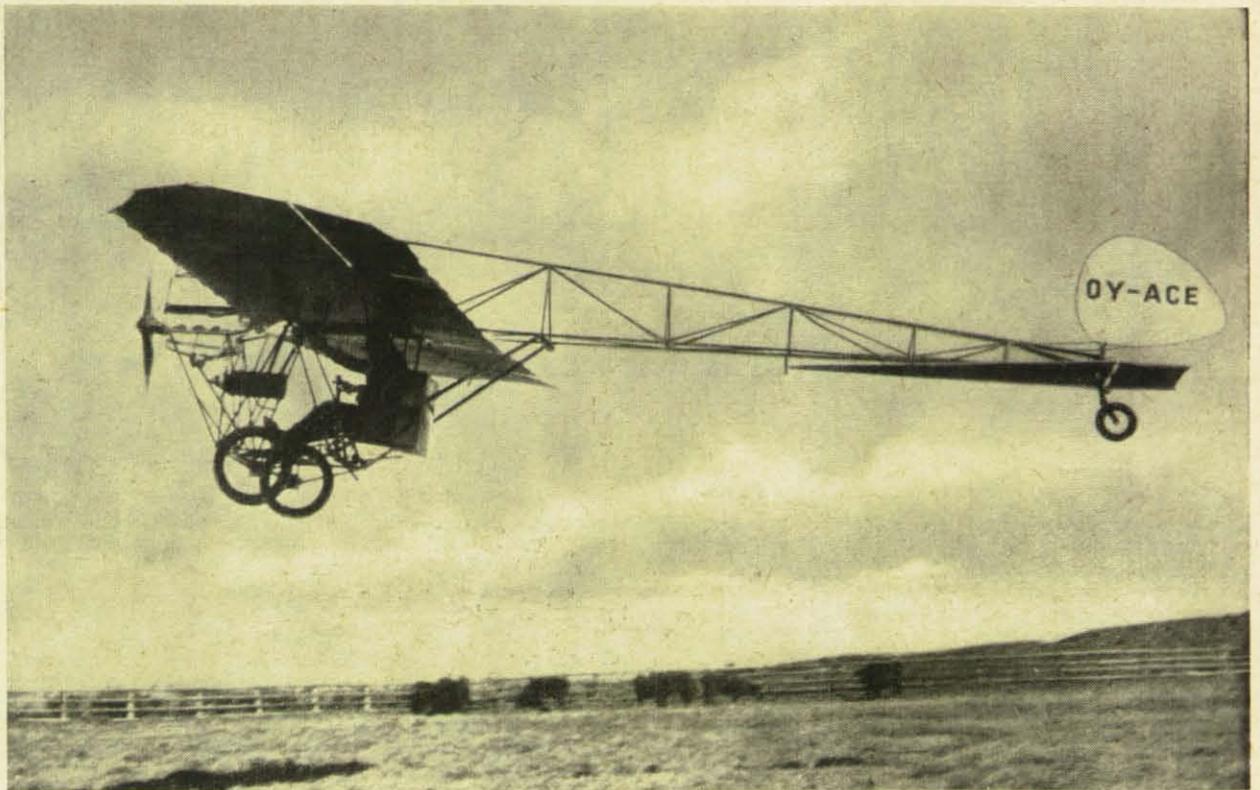
Schärfste Konzentration, überdurchschnittliche Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe muß ein zukünftiger Luftpolizist mitbringen. Nur einem hervorragend ausgebildeten und zuverlässigen Menschen wird man schließlich das Leben vieler Menschen anvertrauen.

SICHERER!

Aber der Wagemut der
Flieger ist seit 50 Jahren
derselbe geblieben



wurde mit einer Verschußgeschwindigkeit von $\frac{1}{1000000}$ Sekunde aufgenommen und zeigt ein Flugzeugteil im Windkanal. Die Luft hat Überschallgeschwindigkeit.



Erst fünfzig Jahre sind vergangen, seit der dänische Luftfahrt-Pionier Ellehammer zum ersten Flug in Europa startete. Am 12. September, dem Jahrestag dieses denkwürdigen Ereignisses, startete der dänische Pilot Sylvest Jensen zu einem Gedenkflug. In einem Originalflugzeug Ellehammers flog er von der Insel Lindholm nach Vordingborg. Der Flug verlief ohne Zwischenfälle.

LUFT- POLIZEI

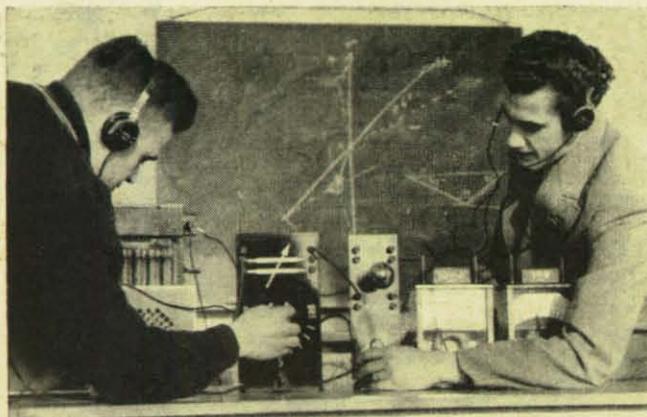
kontrolliert unsichtbare Straßen



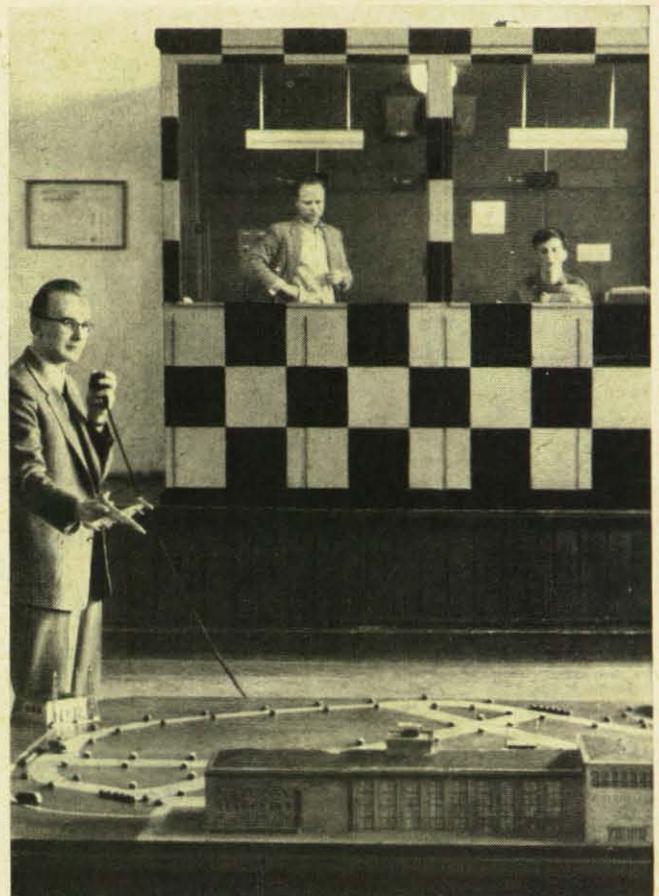
EIN UNSICHTBARES NETZ von „Funkfeuern“ umspannt die ganze Welt. Jeder Flugschüler muß sie ganz genau kennen.



DER FLUGSICHERUNGS-LOTSE trägt eine schwere Verantwortung. Er muß die Maschinen zur Landung richtig einweisen.



UMFASSENDE KENNNTNIS der Funk- und Fernmeldegeräte ist für den zukünftigen Flugsicherungsmann unbedingt erforderlich. Morzen gehört zu den wichtigsten Fächern des Lehrgangs. Im Kursus für Navigation findet der Schüler die Möglichkeit, sich theoretisch mit der Flugführung speziell sehr ausführlich zu beschäftigen.



IM LEHRSAAL ist das Modell des Flughafens und des Kontrollturmes der Stadt München zu Übungszwecken aufgebaut. Nach der Einstellung kommen die zukünftigen Luftpolicisten zuerst für drei Monate auf irgendeinen Flughafen, damit sie einmal richtig in den Flugbetrieb „hineinriechen“ können. Dann folgt eine dreimonatige Fernmeldeausbildung, die mit der Fernmeldegehilfenprüfung abschließt. Hat der Schüler diese Prüfung bestanden, folgt ein Dreivierteljahr Praxis in einer Fernmeldestelle. Nach einem Lehrgang im Kontrolldienst schließt der Flugsicherungs-Mann mit der Kontrolldienst- und Funksprechprüfung ab, um dann nach sechs Praxismonaten seine A-Lizenz zu erhalten. Damit ist er für den Flugsicherungsdienst lizenziert und darf selbständig arbeiten. Nach kurzem Urlaub geht es dann zu den einzelnen Kontrolltürmen auf den deutschen Flughäfen. Auf jeden Schüler wartet eine Planstelle, die er nach seiner Ausbildung besetzen kann.

Ladykillers

Eine Kriminalkomödie von Gerd N. Winterberg

Der Handlung des gleichnamigen Rank-Farbfilms nacherzählt

Alexandra Wimmerforce wehte in eine der Londoner Polizeiwachen hinein. In der nüchternen Welt der Ordnungshüter wirkte sie wie eine lavendelfarbene Erinnerung an eine freundliche, vornehme Vergangenheit, die höchst bedauerlicherweise längst den zwielichtigen Straßen nicht weit vom Bahnhof Kings Cross gewichen war.

Alexandra Wimmerforce war klein, zierlich und betulich. Etwa wie die Siebzig herum. Von ihr ging eine wohltemperierte Atmosphäre zaghaften und doch unverwundlichen guten Willens aus. In ihrem Bezirk kannte sie jeder — einschließlich aller Hunde und Katzen. Und alle hatten eine fast zärtliche Zuneigung zu der kleinen, alten Dame, die in dem bombenbeschädigten Häuschen viktorianischen Stils wohnte. Ihr windschiefes Domizil am Ende einer Sackgasse lehnte sich über das Ende eines Tunnels hinaus, von dem unaufhörlich Wolken von Qualm und Rauch der vorbeifehrenden D-Züge und rumpelnden Güterzüge in den grauen Himmel wehten.

Hier lebte Alexandra Wimmerforce. Der diensttuende Beamte am Pult des Polizeibüros kannte sie natürlich. Er strahlte sie gezwungen an, denn er wußte von dem kummerten Gespräch. Alexandra hing ihren uralten Schirm mit dem Griff über die Barriere und lächelte den Uniformierten harmlos an.

„Guten Morgen, Sergeant!“
„Guten Morgen, Madame!“
„Können Sie sich denken, weshalb ich komme?“ Sie lächelte liebenswürdig.

Der Sergeant wand sich unbehaglich auf seinem Hocker.
„Nein, Madame; wie sollte ich. Ich...“

Zu seiner Erleichterung kam Rettung in Gestalt des Inspektors.

„Oh, da kommt ja der Herr Inspektor, Madame.“

Der Inspektor hätte gern die Tür wieder geschlossen; aber Alexandra hatte ihn bereits gesehen.

Sie eilte auf ihn zu.

Der Inspektor sah sie mit einem Hauch von Mitleid an. Er war ein freundlicher Mann mit guten Manieren. Leutselig begrüßte er die alte Dame.

„Guten Morgen, Mrs. Wimmerforce. Wie nett, Sie mal wiederzusehen.“

Mrs. Wimmerforce fühlte sich geschmeichelt.

„Guten Tag, Inspektor. Wie freundlich von Ihnen, das zu sagen.“

„Was können wir heute für Sie tun?“ Sie zögerte.

„Sehen Sie, Inspektor, ich bin in einer etwas schwierigen Lage. Es ist — ich komme wegen meiner Freundin Amelia. Es handelt sich um das Raumschiff.“

„Raumschiff!“ Der Inspektor lachte dröhnend. Dann hielt er erschreckt die Hand vor den Mund. Er schämte sich,

die sensible Dame brüskiert zu haben, und fragte teilnehmend: „Das Raumschiff, Madame?“

„Ja, das sie letzten Mittwoch in ihrem Garten sah.“

„Hat sie es inzwischen wieder gesehen?“

„Eigentlich hat sie gar nichts gesehen“, sagte Alexandra mit ernstem Gesicht. „Vielmehr — es hat gar nicht existiert. Aber Amelia hat so eine lebhaft Phantasie. Wir haben nun entdeckt, daß letzten Mittwoch im Radio ein Hörspiel gesendet wurde, ein Hörspiel über Raumschiffe! Amelia erinnert sich nun, daß sie zu dieser Zeit das Radio angestellt hatte. Es ist durchaus möglich, daß sie dabei für ein halbes Stündchen, das sie und die ganze Geschichte so eine Art Wachtraum war...“

Sie sah dem Inspektor eindringlich in die Augen.

„Das wollte ich Ihnen nur mitteilen. Ich hoffe, daß Sie auf meine Meldung von dem Raumschiff in der letzten Woche nicht alle Räder der Polizei in Gang gesetzt haben.“

Der Inspektor unterdrückte ein Lächeln.

„Machen Sie sich deswegen keine Sorgen, Madame. Ich bin ihnen für diese zusätzliche Information äußerst dankbar. Darf ich Sie hinausbegleiten?“

Alexandra dankte mit einem Neigen des Kopfes.

„Weil ich das Raumschiff bei Ihnen meldete, dachte ich, es sei nicht mehr als meine Pflicht, den Irrtum aufzuklären.“ Sie sah versonnen auf das

Bild der Königin an der Wand. „Ich muß schon sagen, wenn es wirklich Lebewesen auf anderen Welten gibt — was wollten die wohl auf unserer Erde. Können Sie sich das vorstellen, wo wir doch schon überfüllt sind?“

„Es ist, wie Sie es sagen, Madame.“ Behutsam manövrierte der Inspektor sie zur Tür. Dann winkte er ihr nach.

„Inspektor“, rief der Sergeant. „Muttchens Schirm.“

Wie immer hatte Alexandra ihren Schirm vergessen.

Der Inspektor nahm ihn und eilte ihr nach.

Alexandra trippelte die Straße hinunter, als der Inspektor sie erreichte.

„Madame, Ihr Schirm.“

„Oh, vielen Dank. Ich vergess' ihn wohl immer, weil ich ihn im Grunde nicht mehr leiden kann, aber ein neuer Schirm kostet viel Geld. Ich danke Ihnen noch für all Ihr Verständnis.“

Der Inspektor winkte ab. „Wir danken. Wir freuen uns immer sehr, wenn Sie uns mal besuchen.“

Dann ging er zurück. Er sah sich noch einmal um.

Da ging sie.

Verloren stand sie auf der Mitte der Straße. Das Wetter war umgeschlagen. Grau und drohend blickte der Himmel herunter, und starker Wind war aufgekommen. Die ersten Regentropfen fleckten das Pflaster.

Es lag etwas Unheilvolles in der Luft.

Alexandra ging zur Anzeigenexpedition von Miß Whipple.

Im Schaukasten hing ein handgeschriebenes Zettelchen: „Zimmer zu vermieten. Anfragen hier oder bei Mrs. Wimmerforce, Fredericia-Street 85.“

Miß Whipple schüttelte den Kopf. Das tat sie schon seit Wochen. Wen sollten auch die Zimmer bei Alexandra reizen?

Alexandra senkte den Kopf. „Tut mir leid, liebe Mrs. Wimmerforce. Sie bekommen von mir sofort Bescheid, wenn sich jemand meldet. Wird schon werden.“

Draußen stand ein Mann und studierte die Anzeigenaushänge. Er drehte sich um, als Alexandra den Laden verließ.

Er war eine seltsame Erscheinung, dieser Mann.

Er trug einen ungewöhnlich langen Mantel mit Schaffellkragen; seine großen Schuhe hatten unvorstellbar dicke Gummisohlen. Er wirkte absonderlich.

Er beobachtete Mrs. Wimmerforce, als sie langsam in der Ferne verschwand.

Müde schloß Alexandra das Häuschen auf.

„Gott sei Dank, Gott sei Dank, Gott sei Dank...“ schallte es ihr monoton kreischend entgegen. „Wo warst du so lange?“

Es waren ihre Lieblinge, die Papageien.

„Ich komm' ja schon“, beruhigte sie die Tiere.

„Wart du in der Kneipe?“ fragte der Rot-Grüne mit impetivem schiefem Kopf.

Alexandra drohte mit dem Finger. „Du Frecher...“

Da schellte die Glocke.

Der Mann, der sie beobachtet hatte, stand vor der Tür.

Wie er so im Dämmerlicht dastand, wirkte er unheimlich.

Als er seinen Hut abnahm, wurden spärliche weiße Haare auf einem absonderlich kegelförmigen Kopf sichtbar. Seine Augenbrauen waren dunkel und buschig. Seine Augen hatten seltsamen Glanz. Die Zähne standen hauerförmig hervor.

Seine Stimme aber hatte einen unerwartet kultivierten Klang.

„Mrs. Wimmerforce?“

„Ja, bitte.“

„Ich glaube nicht zu Unrecht, daß Sie zwei Zimmer zu vermieten haben?“

Alexandra bat ihn einzutreten.

„Danke schön“, sagte er höflich. „Mein Name ist Marcus... äh, Professor Marcus.“

Er verbeugte sich ritterlich.

„Guten Tag, Herr Professor. Ja, ich habe zwei Zimmer, die...“ Sie unterbrach sich und blickte erschrocken an sich herunter. Sie hielt einen Wasserkessel in der Hand. „Oh, entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“

Während sie in die Küche eilte, sah sich der Professor kritisch prüfend um.

DIE BANDITEN UND IHR OPFER



Alexandra Wimmerforce ist eine arglose und etwas betuliche alte Dame. Sie ist — ohne es zu ahnen — die Komplizin der Bankräuber. Ihre Liebe zu klassischer Musik wird ihr beinahe zum Verhängnis.



DER „MAJOR“ ist ein peinlichst korrekt gekleideter, gutaussehender Mann mittleren Alters. Er gibt sich soldatisch-jovial und hat die etwas übertriebenen Manieren eines geschickten Bauernfängers, den man nicht durchschaut.



LOUIS ist eine finstere Gestalt, die Zierde eines jeden Verbrecheralbums. Er ist ein Mann, der einfach alles stiehlt, was er nur zu lassen bekommt. Man muß sogar die Finger zählen, wenn man ihm die Hand gegeben hat!



MR. KNOTEN hat mit seinem rohen Gesicht, seinen behaarten Pranken und stumpfen Augen alle Zutaten eines Prachtexemplars von Rummelplatzboxer. Seine Freunde nennen den schwerfälligen Bur-schen „Pannkuchen“. Er ist zweifellos der einfältigste der Gangsterbande.



HARRY nennt sich der fünfte im Bunde. Er ist wie ein Gigolo gekleidet und hat den prahlischen Weiberhelden, der ist der Bratschist des angeblichen Quintetts unter Leitung von Marcus.



Ein schief an der Wand hängendes Bild zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er versuchte, dem Übel abzuhelfen. Vergeblich. Das Bild rutschte stets wieder in seine alte, schiefe Lage.

Die zurückkehrende Mrs. Wimmerforce entschuldigte sich.

„Ich glaube nicht, daß es Ihnen gelingen wird, das Bild lotrecht zu hängen. Es sei, Sie könnten zaubern. Das kommt nämlich von der Versenkung.“

„Versenkung?“

„Ja, durch die bösen Bomben im Krieg — da hat sich mein Haus etwas versenkt, oder wie das so heißt.“

Professor Marcus, dessen Augen wieselfink herumhuschten, nickte verständnisvoll. „Haben Sie noch mehr Untermieter, Madame?“

„Nein — leider nein. Das obere Stockwerk ist nicht mehr so, nicht mehr so stabil, wie es sein sollte. Doch die zwei Räume nach hinten raus, die können unbesorgt bewohnt werden. Das sagt auch die Polizei.“

„Dann leben Sie also ganz allein hier?“

„Ja. Deshalb kann ich es auch leider nicht übernehmen, meine Mieter mit Frühstück zu versorgen.“

Sie gingen zusammen die Treppe herauf.

Mrs. Wimmerforce stieß die Tür zu einem Zimmer auf.

Plötzlich erschütterte lautes Rumpeln und Dröhnen das Haus.

„Die Züge“, stöhnte Alexandra, „die schrecklichen Züge. Es ist ziemlich laut.“

Zwei Züge fuhren in entgegengesetzter Richtung vorbei und sandten rollende Ruß- und Dampf Wolken gegen das Fenster. Nervenzerrüttendes Pfeifen ertönte.

Alexandra senkte beschämt den Kopf, als sei sie der Anlaß dieses gräßlichen Lärms. Sie wies zum Fenster. „Die Aussicht, Herr Professor, die Aussicht, sie ist...“

„... großartig“, fiel Professor Marcus ihr ins Wort.

Alexandra sah ihn von der Seite an, als er schnell noch einen Blick in das angrenzende kleine Zimmer tat.

Professor Marcus wiegte den Kopf. „Höchst anregend für schöpferische Menschen. Die Räume gefallen mir ausnehmend. Und wir sind doch allein im Haus?“ fragte er eindringlich.

Alexandra bejahte.

„Mrs. Wimmerforce — ich werde morgen einziehen. Das heißt, wenn es Ihnen recht ist?“

„Morgen schon?“

„Hallo — hallo“, tönte es von unten.

„Wer spricht denn da? Ich dachte, hier wohne niemand?“ fragte Professor Marcus stinnrunzelnd.

„Ach, das ist nur Admiral Nelson. Der ist noch von meinem verstorbenen Mann.“ Sie sah träumerisch zur Decke. „Ich hatte vier.“

„Männer?“

„Nein — wo denken Sie hin — Papageien. Jetzt sind es nur noch drei.“

Der Professor atmete sichtlich auf. Er sah zum Fenster hinaus.

Schienenstränge liefen in die endlose Weite der trübseligen Landschaft. Alexandra betete insgeheim zum Gott der Eisenbahnen, daß er jetzt nicht gerade wieder eines der schrecklichen Ungetüme vorbeischieken möge.

Professor Marcus drehte sich um und schnippte ein Stäubchen vom Mantelaufschlag. „Ach, eins wäre da noch zu erwähnen. Ich habe Freunde — sehr nette, honorige Menschen. Wir kommen häufig zur Kammermusik zusammen. Wir bilden sozusagen ein Streichquintett.“

Alexandra sah ihn begeistert an. „Sie sind Künstler, Musiker, ein Professor der Musik?“

Der Professor winkte bescheiden ab. „Nein, nein. Wir sind Amateure, nicht mehr. Wir hatten lange keinen rechten Raum zum Üben, verstehen Sie. Würden Sie uns wohl freundlicher Weise erlauben, daß wir hier...“

Alexandra fiel ihm freudig ins Wort. „... daß Sie hier bei mir im Hause spielen. Oh, Herr Professor! Sie würden mich glücklich machen! Ich liebe Musik!“

Alexandra bekam schwärmerische Augen.

Wenig später waren sich die beiden einig.

Alexandra gab Professor Marcus gleich einen Wohnungsschlüssel. Bezahlung im voraus lehnte sie ab.

„Ich bin so froh, Herr Professor, wieder etwas Leben im Haus zu haben. Eine alte Frau kann sehr einsam sein. Sollten Sie einmal Wünsche haben, so hoffe ich, daß Sie sich nicht scheuen, sie mir zu sagen.“

Der Professor sah sich noch einmal im Zimmer um.

„Sie haben ein seltsam bezaubertes Haus. Es hat auch so hübsche Fenster.“

Alexandra dankte für das ungewohnte Kompliment.

Der Professor gab ihr die Hand.

„Nun dann — auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen, Herr Professor.“

„Bis morgen.“

Beide schieden äußerst zufrieden voneinander.

Alexandra hatte ihre Zimmer vermietet! Als sie jedoch die Zufriedenheit des Professors verstehen lernte — da war es für sie zu spät...

Sie schloß die Tür leise hinter ihrem neuen Mieter und ging trällernd zu ihren gefiederten Lieblingen.

*

Am Morgen war der Professor eingezogen.

Er hatte wenig Gepäck. Das sollte später kommen. Den Vormittag verbrachte er auf seinem Zimmer.

Gegen Mittag kam sein erster Freund zum Musizieren.

Alexandra hörte die Begrüßung der Männer.

„Ah, guten Tag, Major Courtney.“

Neugierig eilte Alexandra auf den Flur und wurde dem Major vorgestellt, der sie mit Handkuß begrüßte.

Der Major war ein peinlich korrekt gekleideter, gutaussehender Mann mittleren Alters. Sein brauner Anzug war von einem guten Schneider. Er gab sich sehr soldatisch-jovial und hatte die etwas übertrieben höflichen Manieren eines geschickten Bauernfängers. Bei sich hatte er einen Spazierstock und einen Violinkasten.

„Hoffentlich komme ich nicht zu früh, Professor?“

„Nein, durchaus nicht, Major.“

Es schellte wieder, und es kamen zwei seltsame Figuren!

Der eine nannte sich Harry. Er war wie ein Gigolo gekleidet und hatte den prahlerischen Gang dummreister Weiberhelden. Er trug einen Bratschenkasten.

Der andere war weit sehenswerter. Es war Mr. Knoten. Seine Freunde nannten ihn Pfannkuchen. Mr. Knoten war ein schwerfälliger Riese, der seinen Cellokasten wie eine Maschinenpistole trug. Mit seinem rohen Gesicht, seinen behaarten Pranken und stumpfen Augen hatte er alle Zutaten eines

Prachtexemplars von Rummelplatzboxer.

Nach kurzer Begrüßung führte der Professor seine Freunde nach oben.

Harry sah sich nervös um.

„Was hat dieser Zirkus zu bedeuten, Doktor?“

Marcus fixierte ihn scharf.

„Merkt euch das: nicht Doktor. Diesmal Professor. Das zieht bei so einer alten Dame besser. Nehmt die Instrumente raus!“

Unten schellte es abermals.

Alexandra hatte die Tür bereits geöffnet, als Marcus die Treppe heruntergeschossen kam.

Der letzte Ankömmling war Louis. Er war eine finstere Gestalt. Die Zierde eines jeden Verbrecheralbums. Ein Mann, bei dem man nach jedem Händedruck die Finger zählen mußte. Als er eintrat, sah er sich mißtrauisch um.

Er wollte den Mund zu einer frechen Bemerkung öffnen, als ihm Marcus das Wort abschchnitt und ihn vorstellte.

Alexandra war von soviel Höflichkeit begeistert. Sie wollte sich revanchieren.

„Herr Professor Marcus hat mir soviel Gutes über Sie erzählt. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen.“

„Ja, unsere liebe Mrs. Wimmerforce!“ rief Marcus.

Dieses „unsere“ war Louis offensichtlich höchst zuwider.

Alexandra begleitete die beiden nach oben, tat einen Blick in das Zimmer und sah die ausgepackten Instrumente.

Ergriffen faltete sie die Hände.

„Ich wünsche Ihnen gutes Gelingen zu Ihrem Werk.“

Dann schloß sie behutsam die Tür von außen.

Kaum waren die fünf allein, brauste Louis auf.

„Wer ist die alte Schachtel?“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Und vor allen Dingen: was heißt, Sie haben ihr soviel erzählt von uns...? Wir können manches gebrauchen. Aber keine Erzählungen!“

Der Professor drehte leise den Schlüssel um, ehe er antwortete.

Pfannkuchen unterbrach ihn und hielt sein Cello unbeholfen in den Händen. „Sollen wir mit diesem Ding nun Radau machen? Und wie wird das gemacht?“

„Wer ist sie?“ rief Louis dazwischen. Der Professor blieb ruhig und antwortete Pfannkuchen.

„Nicht Radau machen — Musik, Pfannkuchen.“

„Ich will wissen, wer sie ist!“ schrie Louis.

„Schschsch...“ Marcus legte einen Finger an die Lippen. „Eins nach dem anderen.“

Er öffnete seinen Koffer. Ein Grammophon wurde sichtbar. Marcus nahm eine Platte aus dem Seitenfach, setzte

eine neue Nadel ein und legte wenig später den Tonarm auf die Platte.

Sanft und lieblich zog die Melodie der „Kleinen Nachtmusik“ durch das Zimmer.

Vier ausdruckslose Gesichter hörten im Zimmer das Streichquintett. Unten am Treppengeländer aber stand Alexandra und lauschte hingerissen der Musik.

„Wie schön...“ stammelte sie und wischte sich die Tränen aus den Augen. „Es sind große Künstler.“

Durch keine Frage ließ Marcus sich aus der Ruhe bringen.

Erst mußten die Vorkehrungen gegen mögliche Zwischenfälle getroffen werden.

Einem anderen Koffer entnahm Marcus fünf Notenständer und stellte sie im Halbkreis auf. Davor kamen fünf Stühle. Dann legte er Noten auf und rieb sich zufrieden die Hände.

Auf den Stühlen lagen Geigen und Cellis; die Bratsche stand verloren gegen den wackeligen Waschtisch gelehnt.

Freundlich hing die kleine Melodie in der Luft.

Im winzigen Nebenraum aber hing etwas anderes in der Luft: Tabakqualm.

Die fünf „Musiker“ hockten über Stadtplänen und Photographien und redeten sich die Köpfe heiß.

Dann sagte der Professor plötzlich: „Genug.“ Und erläuterte mit wissenschaftlicher Genauigkeit seinen Plan.

Stets redete er einige Minuten und ging dann in den Nebenraum, um die Platte umzudrehen. Die fünf hatten kein reichhaltiges musikalisches Repertoire.

In ihrem Fach waren sie vielseitiger.

Mit dem Plan des Professors waren sie einverstanden. Aber nur, soweit es den beabsichtigten Überfall auf den Geldtransport betraf. Allseitiges Mißfallen jedoch erregte es, als er darlegte, daß die Dame Wimmerforce eine bedeutende Rolle darin spielen sollte.

Bei der Ablehnung von Alexandras Mitwirkung war Louis der Heftigste. „Das ist doch Blödsinn“, rief er. „Wenn wir einen brauchen, der das Geld aus der gefährdeten Zone abholt — das heißt, wenn wir es erst haben —, dann nehmen wir einen von der Zunft!“

Der Professor sah ihn spöttisch an. „Ja, du bist ein kluges Kind, Louis. So mit hundert Sachen durch das Zentrum von London. Wohl gemerkt: am helllichten Tag. Nein, du redest wie ein blutiger Anfänger.“ Er lachte.

Louis gab sich nicht geschlagen. „Wir können's ja auch mit der Bahn fortschicken, bis zum...“

Der Professor schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Das mach nur. Das genau erwartet jeder dümmste Polizist von uns. Ich muß schon sagen, Louis, du hast einen ausgesprochenen Sinn fürs Originelle.“

Louis kuschte vor dem beißend-ironischen Satz.

„Könnt ihr euch denn gar nicht vorstellen, daß Mrs. Wimmerforce kein notwendiges Übel bei unserem Plan ist — sondern der Clou? Der Dreh- und Angelpunkt?“

„Eine überkandidelte, alte Schachtel!“ protestierte Louis.

Harry stimmte ihm zu. „Wer garantiert uns, daß sie alles richtig macht, wenn sie nicht einmal weiß, worum es geht?“

Der plumpe Pfannkuchen machte ein Gesicht, als ob er was sagen wollte. Marcus ermunterte ihn.

Langsam und schwerfällig wie sein Denken kamen die Worte über seine Lippen. „Sie ist sicher ein liebes altes Mutchen, sag ich. Und so was sollte vielleicht lieber nicht mitmachen bei 'nem regelrechten Überfall.“

Louis bekam wieder Oberwasser. „Ich sag' euch, ich hab' was gegen die Langhaarigen. Außer sie sind siebzehn und gefällig. Professor, dein Plan ist prima. Wir werden das Geld schon kriegen und bei der Gepäckabfertigung aufgeben. Wie aber bekommen wir's 'raus? Nicht durch die alte Hexe.“

Der Professor wollte gerade das Argument entkräften, als die Platte wieder einmal zu Ende war und es zur gleichen Zeit an der Tür leise klopfte.

Fortsetzung folgt



Keiner der Banditen ist in der Lage, ein Musikinstrument richtig zu halten, viel weniger aber zu spielen. Dies ist nur ein Trick, um die alte Mrs. Wimmerforce irrezuführen, falls sie einmal zufällig während eines „Konzertes“ Einlaß begehren sollte. In Wirklichkeit aber brüten die Gauner im Nebenraum ein tolles Ding aus, während auf einem Grammophon immer ein und dieselbe Platte abläuft. Es ist Mozarts „Kleine Nachtmusik“. Die alte Dame ist so hingerissen von der Musik, die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten wachruft, daß sie auch nicht den geringsten Verdacht schöpft.

WAHRE GESCHICHTEN

Gnade vor Recht

„Angeklagter“, sagte der Richter, „wie heißen Sie?“ — „Orvill Salisbury“, antwortet der Mann. Der Richter: „Geboren in...?“ — „In Winters in Kalifornien.“ Wieder der Richter: „Alter...?“ — Der Mann: „96 Jahre.“ Dann wieder der Richter: „Sie sind angeklagt wegen Autofahrens ohne Führerschein. Was haben Sie dazu zu sagen...?“ Orvill Salisbury: „Ich sitze am Steuer, solange es Autos gibt, und habe noch nie einen Führerschein gebraucht.“ Der Richter lächelte und ließ Gnade vor Recht ergehen. Salisbury wurde freigesprochen. Er mußte nur beteuern, niemals wieder Auto zu fahren.

Umtausch ausgeschlossen

Herr G. H., wohnhaft in Altenkirchen im Westerwald, war Vater geworden. Vater eines achtjährigen Sohnes, Herr G. H. strahlte. Seine Frau war gesund. Der Junge, der war geradezu prächtig. Alles war also in schönster Ordnung. Nur die Hebammenrechnung nicht. Als die wackere Frau Herrn G. H. nämlich das Papier überreichte, lachte der schallend. Auf dem Vordruck stand zu lesen: „Reklamation nur sofort nach Erhalt der Ware. Ware bleibt bis zur restlosen Bezahlung Eigentum des Lieferanten.“

Mit Freuden...

Sir Winston Churchills Sekretär brachte die Post. „Was Wichtiges?“ fragte der greise englische Expremierminister. Der Sekretär las vor: „Sir! Ich arbeite an einer Biographie Ihres Vorgängers Neville Chamberlain. Zur Vervollständigung meines Materials müßte ich einige offizielle Dokumente einsehen, die aus der Zeit stammen, in der Mr. Chamberlain Lordkanzler war. Darf ich Sie höflich bitten, mir zu helfen, die Genehmigung dafür zu erwirken?“ Churchill lächelte und diktierte nach kurzer Überlegung seinem Sekretär: „Dear Mr. X! Das englische Kabinett erlaubt traditionsgemäß die Veröffentlichung von amtlichen Akten erst 40 Jahre nach dem Tod eines Ministers. Es tut mir leid, daß ich Ihnen deshalb jetzt nicht helfen kann. Wenn Sie aber im Jahr 1986 noch einmal bei mir anfragen, will ich mich mit Freuden für Sie einsetzen.“ Sir Winston Churchill ist heute 82 Jahre alt.

Arme Marlene Dietrich...

Im Casino de Paris zu Paris drängten sich die Gäste. Kein Stuhl war mehr frei. Ein neuer Star war angekündigt, Sonne Teal mit Namen. Die Dame war aus New York gekommen. Ein sagenhafter Ruf eilte ihr voraus. Sie singe wie Maurice Chevalier, sagten die Leute. Sie tanze wie keine Tänzerin je zuvor und sie habe Beine, gegen die Marlene Dietrichs Beine nur Bohnenstangen seien, sagten die Leute. Franzosen und Fremde erwarteten mit Spannung den Auftritt. Als die Dame dann auf der Bühne erschien, klirrten die Fenster des berühmten Etablissements. Der Beifall fand keine Grenzen. Die Gerichte hatten nicht zuviel versprochen. Fräulein Sonne war einzigartig... bis sie sich am Schluß ihrer Darbietungen plötzlich die blonden Locken vom Schopf riß. Da erkannten die vor Begeisterung rasenden Gäste nämlich, daß Fräulein Sonne ein junger Mann war.

Neuer Rekord

New York. Eine Seitenstraße vom Broadway. In einem Trainingsquartier für Boxer. Manager schreien. Reporter drängen sich. Blitzlichter leuchten auf. Mister Brown drängt sich durch die Menge. Und da sieht er was los ist: zwei Männer ohrfeigen sich. Sie sitzen sich gegenüber, mit der Rechten schlagen sie kräftig zu. 48 Stunden, 10 Minuten und 6 Sekunden lang. 17 281mal. Dann fällt der eine ohnmächtig vom Stuhl. „Schade“, sagte der andere. Aber so schade ist es wiederum nicht. Die beiden brachen nämlich den Weltrekord im Backpfeifen, und den hatten bisher die Russen inne.

DAS RITTERLICHE HERZ

Aus dem Leben des Grafen Folke Bernadotte ■ Tatsachenbericht von F. Ewald

Copyright by Carl Duncker Presse Agentur, Berlin W 35

Bernadotte, dessen Leben in Werken der Nächstenliebe aufging, stellte seine Hilfsbereitschaft in den Dienst aller Notleidenden und Unterdrückten. Ihm gelang es, Eisenhower sehr bald nach dem zweiten Weltkrieg dazu zu bewegen, die deutschen Kinder nicht von dem Hillswerk der Schweden auszuschließen. Beide Männer waren von größter Wertschätzung füreinander erfüllt. Aber auch um die Kriegsgefangenen kümmert sich der Graf Bernadotte.

Schluß

Bei Madame Kollontai

Mit Stolz hat Graf Bernadotte zu dem Sieger von den Leistungen des Schwedischen Roten Kreuzes und des schwedischen Volkes gesprochen. Nicht gesprochen hat er von den Mauern, die sich gegen ihn und sein Werk aufrichten in den Herzen vieler Menschen, mit denen er in Berührung kommt, in den Dienststellen und Büros der Behörden und namentlich in den Militärgebäuden der Amerikaner und Franzosen in Westdeutschland. Obwohl Eisenhower die Speisung der deutschen Kinder durchsetzt, gelingt es Bernadotte und seinen Mitarbeitern erst nach langen und oft fruchtlosen Bemühungen, die vom Morgenthau-Geist erfüllten Besatzungsbeamten davon zu überzeugen, daß man sich an einem wehrlos gewordenen, am Kriege unschuldigen Volke nicht für die Verbrechen seiner Machthaber rächen

darf. Es werden Jahre vergehen, bis er sein Hilfswerk für die deutsche Bevölkerung der amerikanischen und französischen Zone organisieren kann. Die Engländer setzen ihm in ihrer Zone keinen Widerstand entgegen, im Gegenteil, er findet meist großes Entgegenkommen und wertvolle Unterstützung.

„Dabei haben die Deutschen ihre Städte zerstört und zehntausende Engländer getötet“, schreibt er an seine Frau, „während die Amerikaner keine Bombenangriffe auszuhalten hatten. Wann werden die Menschen einsehen, daß man das Bibelwort Auge um Auge, Zahn um Zahn zwar auf einen gleichstarken Feind, nicht aber auf einen ohnmächtigen, ausgebluteten, verhungerten Gegner anwenden darf? Ist denn die Ritterlichkeit aus der Welt entschwunden? Man könnte oft zweifeln...“

Der Mann, der in den letzten Kriegsmontaten, ganz allein auf sich gestellt, eine komplette schwedische Rote-Kreuz-Expedition von 250 Mann und 25 Omnibussen trotz ständiger Fliegerangriffe nach Deutschland führte, der in achtzehn Monaten aus den Spenden seiner Landsleute und der Regierung runde 35 Millionen Kronen für sein Liebeswerk aufbringt, der nicht weniger als zwanzig Staaten mit den Gaben bedenkt, dieser rastlos tätige, ewig gehetzte, in seinem Wesen immer gleichbleibende Mann bringt es fertig, sich seit dem Ende des Jahres 1945 nun auch der Kriegsgefangenen anzunehmen. Er hat erleben müssen, daß zehntausend russische Gefangene, die er beim Abzug der Deutschen in Norwegen vorfand und neu einkleidete, beim Landen in nordrussischen Häfen

von Maschinengewehren der NKWD zusammengeschossen werden. Er hat in einem Telegramm an Stalin gegen diese Barbarei protestiert und niemals eine Antwort bekommen.

Jetzt sucht er die Botschafterin der UdSSR in Stockholm, Alexandra Kollontai, auf. Frau Kollontai, von der Erscheinung und der faszinierenden Persönlichkeit des Präsidenten tief beeindruckt, hat für seinen Wunsch Verständnis. Bernadotte bittet sie, ihre Regierung zu veranlassen, daß sie die Entsendung schwedischer Rote-Kreuz-Kommissionen mit Lebensmitteln, Kleidung und Medikamenten in die Gefangenenlager der Sowjetunion genehmigt. Leidenschaftlich appelliert er an ihre fraulichen Gefühle: „Sie sind eine Frau, Sie haben das Leid der Frauen Ihres Volkes mitgelitten und werden empfinden, wie die Frauen, die Mütter in Deutschland unter der Ungewißheit über das Los ihrer Männer und Söhne leiden! Ich kenne Ihre Bücher, Madame Kollontai, und ich bin überzeugt, daß die Lehre der Humanität, die Sie darin verkünden, kein Lippenbekenntnis ist! Wenn Sie es jemals ernst gemeint haben, dann zeigen Sie es jetzt durch die Tat!“

Die gewandte, kluge Frau, die durch ihren Witz und Humor, ihr elegantes Auftreten und nicht zuletzt durch ihre Schlagfertigkeit gegenüber sowjetischen Politikern und Diplomaten bekannt ist, sucht verlegen nach Worten. So hat noch keiner zu ihr gesprochen! So offen, so kühn, so — menschlich! Endlich sagt sie: „Sie können versichert sein, Herr Präsident, daß ich Ihre Wünsche umgehend an meine Regierung weiterleiten und mich für sie verwenden werde. Versprechen —“, sie

HILFSPOLIZISTEN DES ÄTHERS

Wir beginnen an dieser Stelle eine Folge von Tatsachenberichten über die erfolgreiche Arbeit der Funkamateure, die auch in dem Allianz-Film „TKX antwortet nicht“ eine entscheidende Rolle spielt.

Dies ist die Geschichte jener 200 000 Männer und Frauen, die einen der wohl seltsamsten Orden unserer Zeit bilden: den großen internationalen „Verband der Amateurfunker“. Ihr globaler Zusammenschluß umfaßt alle nur denkbaren Berufs- und Altersklassen.

Wenn auch in den meisten Fällen die für eine solche Hilfsaktion anlaufenden Kosten von den zuständigen Behörden und Organisationen getragen werden, so kennt die Hilfsbereitschaft der Amateurfunker auch dort keine Grenzen, wo neben persönlichen Unbequemlichkeiten und Zeitverlust häufig nicht unbedeutende Geldausgaben entstehen.

„F 99“ habe ich hier — bin selbst Apotheker

Da sitzen, wie an fast jedem Abend, die beiden Funkamateure Peter K. und Georg L. in einem Dorf in der Nähe von Tübingen in dem leeren Schuppen

einer Baufirma, wo sie ihre Geräte installiert haben.

Plötzlich kommt ein Notruf aus dem Äther.

Ein Funkamateur aus Warschau bittet für einen erkrankten Freund um das in der Schweiz hergestellte Präparat „F 99“. Der Arzt gibt dem Kranken höchstens noch einen Zeitraum von 18 Stunden.

Wenn bis dahin das betreffende Medikament nicht in seinen Händen sei, ist es zu spät.

Georg L. bleibt mit seinem Gerät mit dem polnischen Freund in Verbindung. Peter K. rast sofort in die Apotheke. Das Medikament findet sich, Peter bezahlt es und läuft wieder zu dem Schuppen zurück.

Aber ein Blick auf den Fahrplan und ein rascher Anruf bei der Post ergeben, daß die in Frankfurt zu erreichende Maschine nach Warschau unmöglich das Päckchen noch rechtzeitig übernehmen kann. Trotzdem geben die Freunde das Heilmittel als Postsendung auf, um in jedem Fall Hilfe zu bringen, falls andere Wege versagen.

Und wieder rufen sie Warschau und alle möglichen Schweizer Stationen.

Aber jede Verbindung durch den Äther scheint wie abgeschnitten.

Nach vielen vergeblichen Versuchen antwortet endlich ein Amateur aus Basel.

Er wird informiert und ruft wie aus der Pistole geschossen:

„F 99“ habe ich hier — bin selbst Apotheker, sehe sofort nach dem Flugplan — bitte warten.“

Nach kurzer Pause wieder die Stimme des Apothekers aus Basel:

„Hallo, Mascaine... geht in 15 Minuten, habe 12 Kilometer zum Flugplatz Blotzheim — beste Grüße.“

Am nächsten Mittag hören die beiden Freunde aus Schwaben von einem Schweizer Funkamateur, daß der hilfsbereite Apotheker in Rekordfahrt mit einem Motorrad das Flugzeug noch erreicht habe.

Am Abend beginnt die große „Gratulations-Cour“ über den Äther durch Funkamateure aus ganz Europa und Übersee.

Sie sind stolz auf ihre beiden Kollegen aus Tübingen.

Auch für sie galt das eiserne Gesetz der Amateurfunker: „Für die Rettung eines Menschenlebens ist kein Opfer zu groß!“

hebt die Schultern, „ — kann ich allerdings nichts.“

Die Botschafterin hält ihr Wort. Sie ersucht auf Bitten des Präsidenten den Kreml, sich zu den Wünschen des Grafen zu äußern. Der Kreml schweigt. Die Kollontai schweigt nicht. Sie kennt die Taktik Moskaus. Ungeduldig verlangt sie eine Stellungnahme. Im September 1947 erfährt sie die Entscheidung der Sowjetregierung. Aber da ist sie nicht mehr in Stockholm. Da hat man sie abberufen. Und da verkündet man, das Schwedische Rote Kreuz unterstütze faschistenfreundliche Elemente. Es sei eine politische, keine humanitäre Organisation. Bernadotte ist wie vor den Kopf geschlagen. Aber es gibt nicht auf. . .

In Rundfunkreden, Zeitungsartikeln, Kundgebungen, Appellen an die UNO, an die Sowjets und die Regierungen der Westmächte fordert er die Entlassung der deutschen und japanischen Zivilgefangenen.

„Gefangene sind keine Sklaven!“ ruft er ihnen zu, „das System der Zwangsarbeit, zu der diese Unglücklichen unter oft unmenschlichen Bedingungen gezwungen werden, ist ein Schandmal auf der Stirn der Nationen, die es erfunden haben und nicht aufgeben wollen!“

Diner in der Stockholmer USA-Botschaft

Juni 1945. Der amerikanische Botschafter in Stockholm lädt den Präsidenten und den Vizepräsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, den Handelsminister, den britischen Botschafter, Industrielle, Kaufleute, Politiker, Journalisten zu einem Abendessen ein. Als die Gäste sich an der blumengeschmückten Tafel niedergesetzt haben, erscheinen zuletzt Eric und Karin Erikson. Die Anwesenden wollen ihren Augen nicht trauen: der Botschafter geht auf die beiden zu, drückt ihnen herzlich die Hand und läßt sie an seiner Seite Platz nehmen. Was soll das bedeuten? Der Mann, der mit den Deutschen zusammenarbeitete, der von seinen Freunden verachtet wurde, wird von dem Vertreter der Nation empfangen, gegen die er mit den Deutschen gemeinsame Sache machte?

Den Gästen des Botschafters steht eine noch größere Überraschung bevor. Der Amerikaner erhebt sich, ergreift sein Weinglas und ruft: „Meine Damen und Herren, ich bitte Sie, sich mit mir zu Ehren von Mister Erikson und seiner reizenden Gattin zu erheben!“ Zögernd stehen sie auf.

„Was soll man davon halten?“ raunt ein Holzindustrieller seinem fassungslosen Nachbarn zu.

Der Botschafter schmunzelt: „Ich sehe, daß mir die Überraschung gelungen ist. Sie haben sich erhoben, um einen Mann zu feiern, der der Sache der Freiheit unschätzbare Dienste geleistet hat. Mister Erikson hat für den Sieg der verbündeten Nationen das größte Opfer gebracht, das ein Mensch außer seinem Leben zu bringen vermag: er hat alle Freunde verloren, um eine —“, der Diplomat lächelt, „— Freundin zu gewinnen: die Freiheit. Ohne einen Cent zu fordern, hat er sich bereit erklärt, zuerst für den britischen, nachher auch für den amerikanischen Geheimdienst zu arbeiten. Auf seinen Vorschlag setzten die Alliierten ihn auf die schwarze Liste und warnten vor ihm als einem Helfer der Deutschen und Vertrauensmann der Gestapo. Deutschland lieferte viel Öl an Mister Erikson, und er lieferte das Öl an die ‚Vacuum Oil‘ und die ‚British Petroleum‘ weiter. Niemals haben die Deutschen erfahren, daß ihr Öl gegen sie verwendet wurde! Zugleich gab er uns unbezahlbare Informationen: unsere Piloten kannten genau die Lage aller großen und kleinen Raffinerien in Deutschland. An dem Tage, an dem die Deutschen ein neues Werk fertigstellten, wurde es in die Karten

der Piloten eingezeichnet und bald darauf zerstört, mochte es noch so ausgezeichnet getarnt sein. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu verraten, wer uns den Standort nicht nur der Werke, sondern auch der Flakbatterien, des Jagdschutzes und der Vernebelungsanlagen mitgeteilt hat. Mister Erikson setzte sein Leben aufs Spiel. Sein Freund, Mister Folke Bernadotte, den zu begrüßen ich hier die Ehre habe, war der einzige Schwede, der in die Dinge eingeweiht war. Er kann Ihnen sagen, wie schwer sein Freund und Mrs. Erikson unter dem gesellschaftlichen Boykott, dem sie fünf Jahre lang ausgesetzt waren, gelitten haben. Daß sie auch diese ungeheure seelische Belastung auf sich genommen haben, ist höchster Anerkennung wert. Und nun bitte ich Sie, trinken Sie mit mir auf die Gesundheit und das Glück zweier Menschen, die Ihrer Freundschaft und Verehrung würdig sind!“ Strahlend nehmen Eric und Karin Erikson die Glückwünsche und Trinksprüche entgegen. „Ich bin froh, daß du es hinter dir hast“, sagt Bernadotte.

In Palästina schweigen die Waffen

Am 20. Mai 1948 fliegt auf den mit Papieren bedeckten Diplomaten-schreibtisch des Grafen ein Telegramm: UNO hat Sie zum Vermittler für die Herbeiführung eines Waffenstillstandes in Palästina ernannt. Bittet dringend im Interesse des Friedens und der betroffenen Völker um Annahme.

„Willst du wirklich diese neue Bürde auf dich nehmen?“ fragt seine Frau besorgt. „Du steckst doch in den Vorbereitungen zu der Konferenz . . .“

Die 17. Konferenz des Internationalen Roten Kreuzes soll am 20. August in Stockholm stattfinden, 56 Nationen werden an ihr teilnehmen und sich mit der Konvention beschäftigen, die der Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes über das Schicksal der immer noch nicht freigelassenen Kriegsgefangenen ausarbeiten will. Jetzt wird er die Konvention in irgendeinem Hotel in Kairo, Damaskus, Beirut oder Jerusalem niederschreiben müssen. Keinen Augenblick zögert er, „die neue Bürde auf sich zu nehmen“.

„Ich kann der UNO meine Mitarbeit nicht verweigern“, sagt er zu Estelle, „in Palästina fließt Blut, das britische Mandat ist am 13. Mai erloschen, der letzte englische Soldat verläßt Anfang Juli das Land. Das Schlimmste ist zu befürchten, wenn nicht rechtzeitig Waffenruhe herbeigeführt wird.“

„Waffenruhe“, flüstert die Frau. „Ruhe . . . Ruhe für die anderen, immer nur für die anderen, niemals für dich. Wann wirst du einmal Ruhe finden?“

„Vielleicht im . . . Grabe“, lächelt er. „Oder wenn du mich als Greis am Arm führen mußt.“

„Ach“, sagt sie, „dann arbeitest und sorgst du immer noch . . .“

Sechzehn Tage fliegt die weiße Dakota-Maschine des Grafen zwischen Kairo, Tel Aviv, Jerusalem, Damaskus, Beirut, Amman hin und her, elftausend Kilometer legt Bernadotte, ständig von einem Arzt begleitet, in diesen sechzehn Tagen zurück; sein Magenleid, das er sich im Kriege zugezogen hat, setzt ihm oft hart zu, und der Arzt muß ihn zwingen, sich zwischen den einander jagenden Sitzungen und Verhandlungen Ruhe zu gönnen. Am 11. Juni steht er am Ziel: die Waffen in Palästina schweigen. Araber und Juden, die sich in erbittertem Haß gegenüberstanden, gehen in ihre Städte und Dörfer und auf ihre Äcker zurück. Vierhunderttausend Araber, die geflohen waren, finden wieder Obdach und Nahrung.

Das Elend dieser Flüchtlinge war unbeschreiblich. Wieder rief Bernadotte sein Volk und die Völker anderer Nationen zu einem großen Hilfswerk auf. Wieder rollten die Lastwa-

gen, das Rote Kreuz an der Wand, mit Lebensmitteln und Kleidern über die Landstraßen. Allein aus der Schweiz gingen zweihunderttausend Tonnen Milch und Käse nach dem Orient. Furchtlos fuhr der Graf zwischen Tel Aviv und Damaskus durch die Feuerlinien der kämpfenden Truppen. In der Nähe des Autos explodierten Granaten, Infanteriekugeln piffen über den Schweden und seine Begleiter hinweg.

„Meine Frau darf es nicht erfahren“, sagte Bernadotte, „sie bringt es fertig und kommt mir nach Palästina nachgereist.“

„Hier haben Sie mein Testament“

In diesen aufregenden Wochen vollbringt der „Bote der Menschlichkeit“ eine ungeheure Arbeitsleistung; er führt nicht nur Verhandlungen, er schreibt nicht nur Berichte für die UNO, er geht nicht nur in die Flüchtlingslager, er organisiert nicht nur die neue Hilfsaktion, er findet auch noch Zeit, ein Buch zu schreiben. Auf seinen vielen Flugreisen, die ihn ab und zu nach Schweden, zu seiner Frau, führen, diktiert er der Sekretärin einen anschaulichen und spannenden Bericht über die Ereignisse im Heiligen Lande und die Erfahrungen bei seiner Vermittlertätigkeit.

Am 10. September 1948 geht er mit dem Manuskript zu seinem Stockholmer Verleger. Es ist ein schöner, warmer Spätsommertag. Estelle begleitet ihn. In diesen drei Tagen, da er bei ihr weilt, weicht sie nicht von der Seite des geliebten Mannes.

„Wenn ich doch mit dir gehen könnte“, seufzt sie, „ich habe Angst um dich.“

„Bald ist alles vorbei, und ich —“ er stockt.

„Warum sprichst du nicht weiter?“ forscht sie unruhig.

„Ich bin dann bei dir“, setzt er hinzu. Aber er wollte etwas anderes sagen. Ein seltsames Gefühl überkommt ihn, zwingt seine Gedanken in eine Richtung, die seiner optimistischen Lebensauffassung immer fern gelegen hat. Er überreicht dem Verleger das sauber in einem Karton verpackte Manuskript.

„Hier haben Sie mein Testament“, sagt er ernst.

Der Verleger lächelt. „Ein Mann von 52 Jahren redet von einem Testament. Als ob er morgen sterben muß! Das ist ja zum Lachen!“

Estelle ist erblaßt. Sie spürt hinter den Worten ihres Mannes mehr als der Verleger.

Die Frau am Grabe

„Darf ich wirklich nicht mitkommen?“ Immer wieder hat Estelle Bernadotte auf dem Wege zum Flugplatz diese Frage an ihren Mann gerichtet. „Wir gehören doch zusammen.“

„Warte nur noch einige Wochen, dann komme ich für lange Zeit zu dir“, tröstet sie der Graf. Er fühlt, daß es nicht überzeugend klingt.

„Versprich mir wenigstens, daß du dich in acht nimmst“, bittet sie mit Tränen in den Augen.

„Was soll denn jetzt noch geschehen?“ meint er, „der Waffenstillstand wird von beiden Parteien eingehalten. Meine Aufgabe ist bald abgeschlossen.“ Er schließt sie in seine Arme und küßt sie zärtlich. Dann besteigt er das Flugzeug.

Lange sieht sie der Maschine nach. Schweren Herzens wendet sie sich zum Gehen. In ihr klingen die Worte des Mannes nach: Hier übergebe ich Ihnen mein Testament. Was wollte er damit sagen? grübelt sie. War es eine leicht hingeworfene Äußerung, vielleicht ein Scherz, oder —?

Fünf Tage nach seiner Ankunft, am 17. September, fährt Graf Bernadotte

in seinem Wagen in die jüdische Neustadt von Jerusalem. Er will mit Führern der Zionisten verhandeln. Auf halbem Wege springen an einer Straßenkreuzung zwei junge Männer hervor, reißen Revolver aus der Tasche. Vier, fünf Schüsse — der Graf sinkt zurück, Blut strömt über sein Gesicht, der Kopf fällt zur Seite. Der Chauffeur springt heraus, reißt den Zusammengeunkenen hoch — er blickt in Augen, die nicht mehr in diese Welt schauen.

Die Mörder werden ergriffen. Sie gehören einer jüdischen Terroristengruppe an, von der sich das Judentum distanziert.

★

Ein Grab auf dem Stockholmer Friedhof. Tränenlos starrt eine schwarzverschleierte Frau in die offene Gruft. Die Trauergemeinde, die dem „Herold der Menschlichkeit“ das letzte Geleit gab — eine große Gemeinde, wie sie diese Stätte der Toten selten sah —, hat die Frau in ihrem Schmerz allein gelassen. Erinnerungen steigen aus der Gruft: ein strahlender Frühlingstag in Monte Carlo — das Café mit der zarten Musik und dem schwarzgelockten Sänger — die weiche Stimme des Mannes, der behutsam ihre Hand streicht — die rauschende Hochzeit im Haus des Vaters, die vielen Stunden mit ihm, am Rauchtisch, unter der Stehlampe, seinem Lieblingsplatz, sein Kummer — sein Gram, seine Sorgen, als das große Unglück über die Menschen kam — die Nächte, in denen er grübelte, wie er helfen könne, immer nur helfen . . . „Wir sind auch da, um andere glücklich zu machen“.

Ja, er hat Glück gegeben: ihr und allen, denen die Arbeit seines großen, reichen Lebens galt. Sie haben ihm gedankt, viele in rührenden, unbeholfenen Briefen, andere in wohlgeformten offiziellen Reden, der General de Gaulle mit dem Kreuz der Ehrenlegion, das Deutsche Rote Kreuz mit ehrender Anerkennung, die Führer der Juden und der Araber mit respektvollen Worten der Achtung vor der Selbstlosigkeit und Tapferkeit eines wahrhaften Edelmannes.

Die Frau aber dankt ihm für das Glück, das er ihr in zwanzig Jahren treuer Kameradschaft und zärtlicher Liebe schenkte, durch das stille Gelöbnis, das Andenken an seinen Namen und sein Werk wachzuhalten für alle Zeiten.

ENDE



Als Ehrung nach dem Tode verlieh Prinz Charles von Schweden, ein Bruder des Königs und früherer Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes, diese Medaille nachträglich Folke Bernadotte, der in Palästina als Märtyrer seiner Vermittlungsversuche umkam. Man überreichte die Medaille der Witwe des Ermordeten, Gräfin Estelle Bernadotte. Die Inschrift besagt, daß Folke Bernadotte als Helfer der Unglücklichen die Krone verdient habe.

FÜNF JAHRE



Der rote Hahn! Schreckenszeichen in früheren Zeiten, wenn rot wie Blut der Himmel war. Zeichen der Mahnung auch noch in der Gegenwart. Ein Verlust von 170 Millionen D-Mark an Volksvermögen entsteht auch jetzt noch jährlich in der Bundesrepublik durch Brände. Auch die Luftschutzmaßnahmen tragen mit dazu bei, diese Verluste durch vorbeugenden Brandschutz wesentlich zu verringern.

Die Zwischenbilanz

Fachausbildung und allgemeine Unterweisung der Bevölkerung können nunmehr auf breiter Basis erfolgen.

Zu den vorbeugenden Maßnahmen des zivilen Bevölkerungsschutzes gehört in fast allen Staaten die Unterweisung im selbstschutzmäßigen Verhalten in Zeiten besonderen Notstandes.

Diese Aufgabe wurde in Westdeutschland vor fünf Jahren dem Bundesluftschutzverband übertragen. Obwohl auch noch in der Gegenwart das Wort „Luftschutz“ bei vielen Menschen unpopulär ist, führte eine planvolle Aufbauarbeit doch zur Erreichung der damals gesteckten Teilziele, denn inzwischen haben sich 30 000 Männer und Frauen aller Berufe und aus allen Schichten unseres Volkes dem Bundesluftschutzverband als ehrenamtliche Helfer zur Verfügung gestellt.

Ihre fachliche Ausbildung erhalten sie an den örtlichen Ausbildungsstätten sowie an den neun Landesluftschutzschulen und an der Bundesluftschutzschule in Waldbröl.

Ferner sind nunmehr in ständigem Einsatz eine fahrbare Luftschutzausstellung und sieben fahrbare Luftschutzschulen. Durch diese Einrichtungen konnten bis jetzt fast 450 000 Menschen mit den praktischen Möglichkeiten des Selbstschutzes vertraut gemacht werden.

Darüber hinaus sind in einer Anzahl größerer Orte sog. Luftschutzberatungsstellen eingerichtet, wo in anschaulicher Weise alle aktuellen Fragen des persönlichen Schutzes beantwortet werden.

Es gibt auch im Zeitalter der atomaren Waffen bestimmte Schutzmöglichkeiten, wenn die hierfür notwendigen materiellen und ideellen Voraussetzungen erfüllt sind. Die gesetzliche Grundlage hierfür wird aber erst das kommende Luftschutzgesetz bringen.

Der Bundesluftschutzverband ist nach fünfjähriger stiller Aufbauarbeit jetzt in der Lage, die notwendig werdende allgemeine Unterweisung der Bevölkerung sowie die Fachausbildung bestimmter Einsatzkräfte auf breiter Basis aufzunehmen. Hierfür stehen ihm eine größere Anzahl geprüfter Luftschutzlehrer und Ausbildungshelfer zur Verfügung.

Daß auch die Jugend durchaus zu ehrenamtlicher Mitarbeit bereit ist, beweist die Tatsache, daß im Bundesluftschutzverband schon jetzt 65 Ausbildungstrupps bestehen, die sich ausschließlich aus Jugendlichen zusammensetzen.

*

Luftschutzselbsthilfe, das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß wir Menschen in unseren Wohnstätten und unseren Arbeitsstätten zunächst uns selbst eingrenzen kann, wenn einmal ein bestimmter Notstand eintreten sollte.

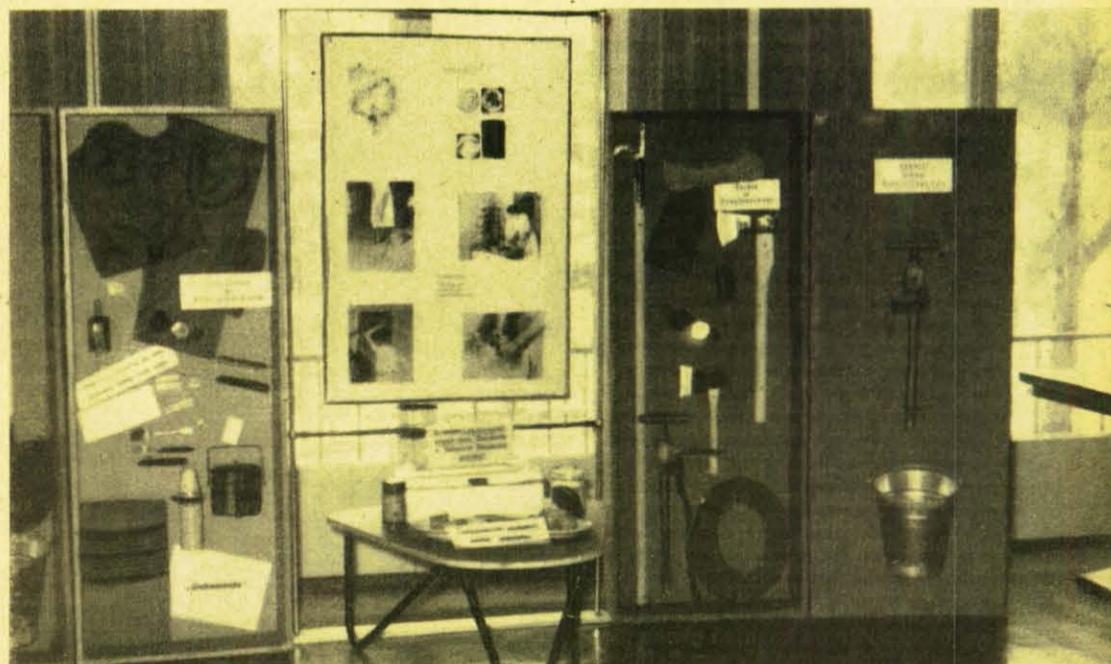
Diese Selbsthilfe muß dann von uns so lange ausgeübt werden, bis der öffentliche Luftschutz helfend eingreift kann. Wie wir uns in solchen Notstandszeiten selbstschutzmäßig zu verhalten haben, das der Bevölkerung zu zeigen, ist Aufgabe des Bundesluftschutzverbandes.



Ein 19-Tonnen-Lastzug verwandelt sich in nur 90 Sekunden in die fahrbare Ausstellung des Bundesluftschutzverbandes. Diese moderne Schau versucht es, über die Gefahren des Atomzeitalters aufzuklären. Die Ausstellung konnte bereits in vielen größeren Städten gezeigt werden. Ergebnis: 100 000 Besucher jeden Alters.



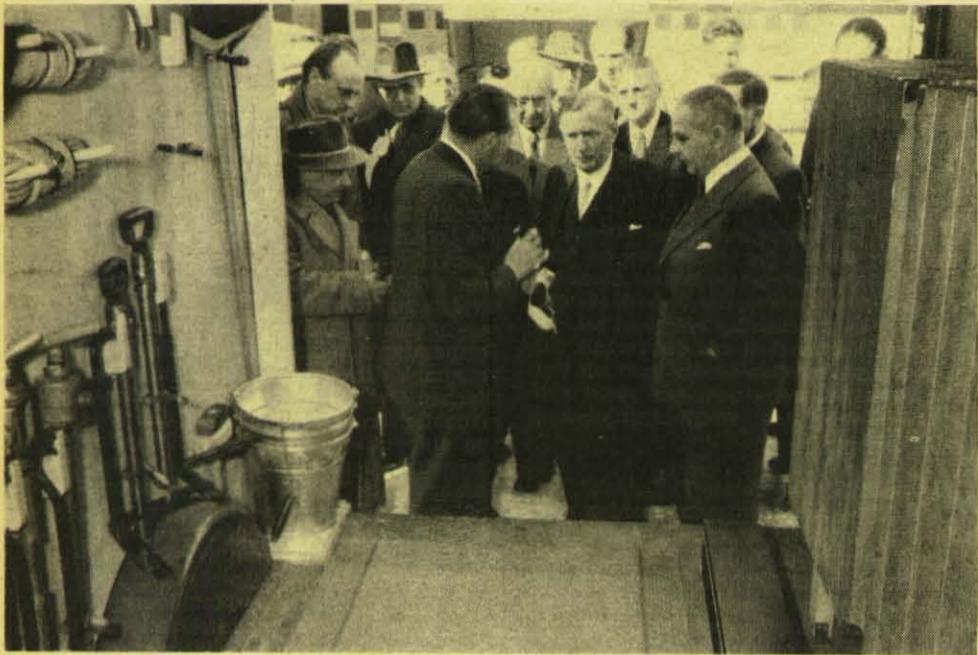
Zu Arbeitsgemeinschaften finden sich diejenigen Luftschutz-Lehrkräfte in ihren Ortsstellen zusammen, die die Lehrberechtigung erworben haben. Durch diese Arbeitsgemeinschaften erfolgt die fachliche Weiterbildung durch laufenden gegenseitigen Unterricht sowie durch praktische Übungen an den verschiedenen Lehrgeräten.



Eine Luftschutz-Beratungsstelle stellt sich vor! Derartige Luftschutz-Beratungsstellen sind nunmehr in einigen größeren Städten eingerichtet worden. Oft noch in ungenügenden Räumlichkeiten untergebracht, bieten sie ein neuartiges Anschauungsmaterial, das dem Besucher über alle Schutzmöglichkeiten Auskunft gibt.

Eßlingen blieb während des zweiten Weltkrieges wie durch ein Wunder unzerstört. Aber auf Wunder ist kein Verlaß . . . !

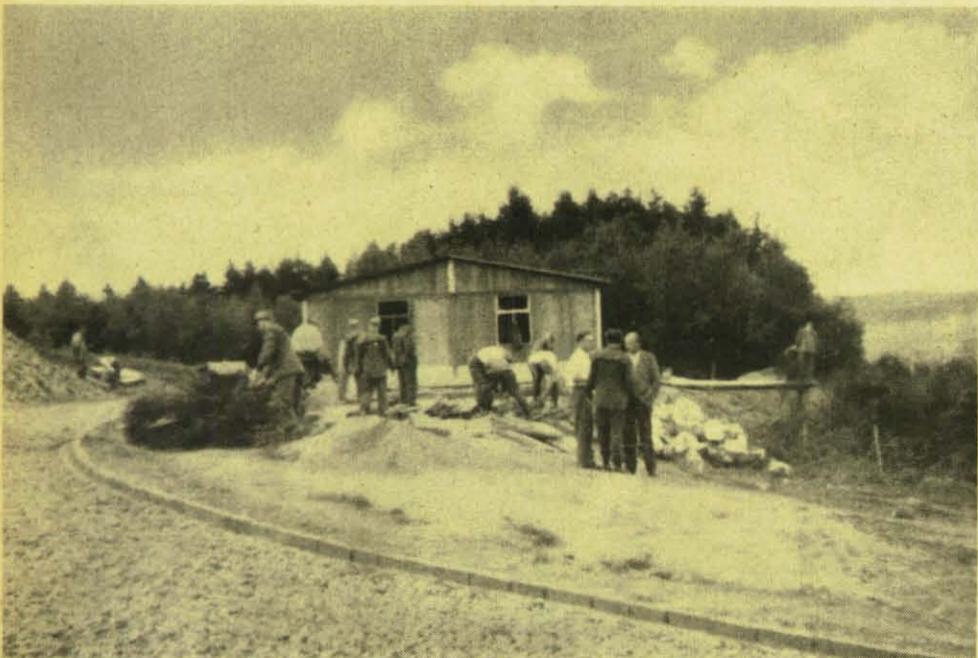
Oberbürgermeister Dr. Dieter Roser 8. 10. 1956



Vertreter der Behörden besichtigen eine fahrbare Luftschuttschule in Kiel. Sie dient in der Hauptsache der praktischen Helferausbildung und ist mit neuzeitlichen Lehrmitteln und Geräten bestens ausgerüstet. Auch diese fahrbare Luftschuttschule befindet sich zur Zeit im laufenden Einsatz.



Eine besondere Beschaffungsstelle und Versandabteilung bei der Bundes-Hauptstelle in Köln sorgt für die Ausstattung der vielen Ausbildungsstätten des Bundesgebietes mit Lehrmitteln, Lehrstoff und Geräten. Spezielle Lehrmittel werden hier laufend entwickelt und fachlich erprobt.



Der Bau von Übungsobjekten und Brandhäusern ist an allen Ausbildungsstätten notwendig, an denen die Führungskräfte des Zivilen Bevölkerungsschutzes ausgebildet werden sollen. Die Bundes-Luftschuttschule in Waldbröl verfügt nunmehr über solche Anlagen für die Ausbildung.



Schutz auch deine Sorge! Diese Worte waren gelegentlich des ersten Luftschutztages in Oldenburg an allen Plakatsäulen zu lesen. Mit dieser Großveranstaltung brach die Stadt Oldenburg eine Lanze für den Luftschutz. Gibt es gegen atomare Waffen Schutzmöglichkeiten? Eine rege Diskussion dieser Frage in der Presse war die Folge. Der Bundes-Luftschutzverband versucht, diese Frage zu beantworten.

AUSSTELLUNG DER VERBANDSVERZEICHNISSE
und Ausstellung von Wahlscheinen
für die Stadtvertreterwahl am 28. Oktober 1956

VOLKSHOCHSCHULE WALDBRÖL

Professor Dr. Bühl

**Von der
Atombombe
zur Energiequelle
der Zukunft**

Öffentlicher Vortrag mit Film

Mittwoch, 24. Oktober 1956, 20.15 Uhr
Hollenberg-Gymnasium

50 000 Menschen

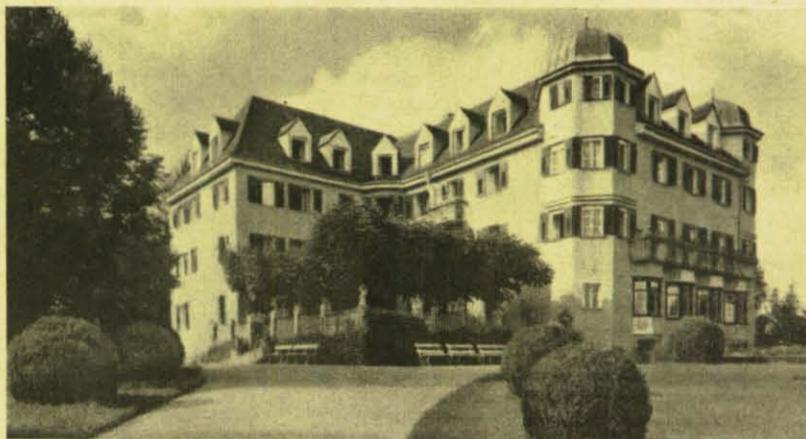
hörten Prof. Dr. Bühl

Über Atomenergie in Krieg und Frieden kann nur ein anerkannter Fachmann sprechen. Das war die Auffassung der Bundes-Hauptstelle, als es galt, die breite Öffentlichkeit über die aktuellen Fragen des Atomzeitalters aufzuklären.

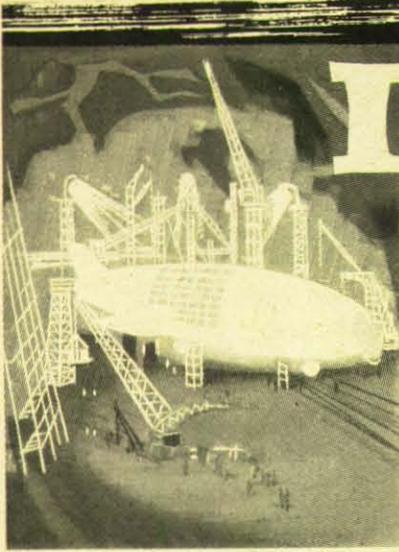
Für diese Aufgabe stellte sich Prof. Dr. Bühl, Karlsruhe, dem Bundes-Luftschutzverband zur Verfügung. In diesen Tagen findet die 300. Veranstaltung statt, in der ein Vortrag von Prof. Dr. Bühl im Mittelpunkt steht.

Aus den Berichten der Orts- und Kreisstellen ist zu entnehmen, daß nunmehr rund 50 000 Menschen diese Vorträge hörten. Während der Zeit dieses Rednereinsatzes ist kein Tag vergangen, an dem nicht umfangreiche Presseartikel über diese Veranstaltungen berichteten.

Der von der Bundes-Hauptstelle eingeschlagene Weg hat sich als richtig erwiesen. Prof. Dr. Bühl hat es durch Fachvorträge verstanden, rein wissenschaftliche Themen volkstümlich zu behandeln.



Am Ufer des Starnberger Sees, in Tutzing, befindet sich die Landes-Luftschuttschule der Landesstelle Bayern. Dem Bundes-Luftschutzverband, dessen Helfer sich ja ehrenamtlich zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt haben, ist damit eine weitere ideale Ausbildungsstätte gegeben. Auch diese Schule besitzt die notwendigen Lehr-einrichtungen, um eine praktische Unterweisung der Teilnehmer zu ermöglichen.



Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag · Berlin

DER TAG NULL

Ein Reportage-Roman aus der Welt von morgen · Von Claus Eigk

4. Fortsetzung

Der Professor lernte Frank Eigbrecht kennen, einen harten, prachtvoll aussehenden Sportstyp, der als leitender Verbindungsmann zur Außenorganisation in der übrigen Welt hoch im Kurs zu stehen schien. Ferner den Chefarzt Dr. Martini, Ingenieure, Techniker, Piloten, Journalisten, Atomphysiker, ausgesuchte schöne Frauen, die meistens mit Männern der Gefolgschaft verheiratet waren, die Hollywood-Schönheit Barbara Keanhart, japanische Gelehrte, indische Priester und verwirrend viele andere. Alle lebten in der Welt der Gedanken los Birger Mundus, arbeiteten rückhaltlos für sein Ziel, für das eine große Ziel, die Bezwingung des Weltraumes.

Der Tag „Null“, jener Tag, an dem das Raumschiff starten sollte, und der nun endlich, nach langen Mühen, kurz bevorstand, beherrschte das Denken und Fühlen aller wie eine gemeinsame neue Wertschöpfung. Der jahrhundertalte Traum, von dieser engen, mit Mühsal überreich beladenen Erde einmal hinwegzukommen, hinüber zu anderen Weltkörpern, die der Menschengeist längst als erreichbar ansah, stand als das Motto in allen Herzen. Jeder dieser ausgesuchten Menschen wußte die ungeheure Bedeutung dieses Tages zu würdigen.

Um die Beteiligung am Flug fanden förmlich Kämpfe statt. Ein jeder drängte sich danach, riß sich um die Gunst, zu den ersten großen neun gehören zu dürfen, die daran teilnahmen. Mehr Personen ließen sich nämlich im Raumschiff nicht unterbringen. Die Massigkeit der Atomkraftanlage und die sonstigen hundert Trieb- und Schutzvorrichtungen nahmen mehr als zwei Drittel des Innenraumes in Anspruch. Daß Birger Mundus mitflog, war selbstverständlich. Wer also würde das Glück haben, zu den anderen acht zu gehören?

Daß dieser Flug hinaus in den lebensfeindlichen Weltraum ein gewaltiges Wagnis darstellte, das unter Umständen sogar das Leben kosten konnte, war jedem klar. Trotzdem lockte die romantische Sehnsucht nach dem Unbekannten und bisher so unerreichbaren jenseits der Grenzen unseres Erdballes so stark, daß jeder bereit war, jedes Risiko zu tragen.

Schließlich stand die Auswahl der Besatzung doch fest. Neben Birger Mundus waren es der Chefingenieur Dr. Wieland, der den gesamten Bau geleitet hatte, Professor Richter als astronomischer Fachmann, der junge Amerikaner Douglas Norman als routinierter Pilot, der Pilot Gerhard Walter, der mehrere Bewährungsproben besonderer Kaltblütigkeit abgelegt hatte, der Italiener Dr. Martini als Arzt, sowie Peterson, Halvorsen und Rasmussen, drei bärenstarke, kerngesunde Dänen, die zur ältesten Gefolgschaft von Birger Mundus gehörten und über gute technische Spezialkenntnisse verfügten.

Nach abenteuerlichem Flug sind die Reporter Douglas Norman und Mabel Morena in den Machtbereich des geheimnisvollen Birger Mundus geraten, des Mannes, der am Südpol ein Weltraumschiff gebaut hat und kurz vor dem Start nach dem Monde steht. Staunend wirtliche Eisgebirge, was diesen Mann, was diesen Mann mit dem Mittel modernster Stausend unwirtliche Eisgebirge hat machen können, wie er eine Organisation aufgebaut hat, die den Flug zum Monde verwirklichen soll. Männer der Wissenschaft und der Technik hat er um sich versammelt, eine ganze Schar ihm treu ergebener Gefolgsleute harret mit ihm dem Tag Null entgegen. Endlich ist der große Augenblick gekommen: man rüstet sich zum Start nach dem Monde. Ein lang gehegter Traum soll jetzt Wirklichkeit werden!

Frauen sollten trotz mehrfacher Anregungen und Wünsche nicht mitgenommen werden, da dieses gewaltige Abenteuer in erster Linie eine reine Männerangelegenheit zu sein schien.

Die naheliegende Frage, ob ein Probeflug gestartet werden sollte, war lange diskutiert worden. An sich waren sämtliche Kenntnisse und Erfahrungen der nun ja auch schon Jahrzehnte alten Atom- und Raketentechnik verarbeitet worden, so daß an einer Flugfähigkeit nicht zu zweifeln war. Andererseits konnten sich Mängel herausstellen, die trotz genauester Berechnungen und Überprüfungen nicht voraussehen waren. Ein Versuchsflug würde jedoch sicherlich der errechneten Flugdauer zum Monde von 13 Stunden einen großen Teil des Hinwegs bedeuten mußte. Man hätte also praktisch auf halbem Wege umkehren müssen. Und tut man so etwas gern, wenn bis dahin alles glatt gegangen ist?

Diese Erwägung gab den Ausschlag. Der Mond war zu nahe. Wenn es der Mars gewesen wäre, den zu erreichen etwa 40 Tage nötig waren, hätte ein Probeflug vorangestellt werden müssen. Aber bei der unfaßbaren Größe des Weltraumes war die Entfernung zum Monde ja kaum etwas anderes als eben nur eine Probestrecke.

So war denn alles vorbereitet, und

es nahte der berühmte Tag „Null“, der auf den 4. Mai festgesetzt worden war.

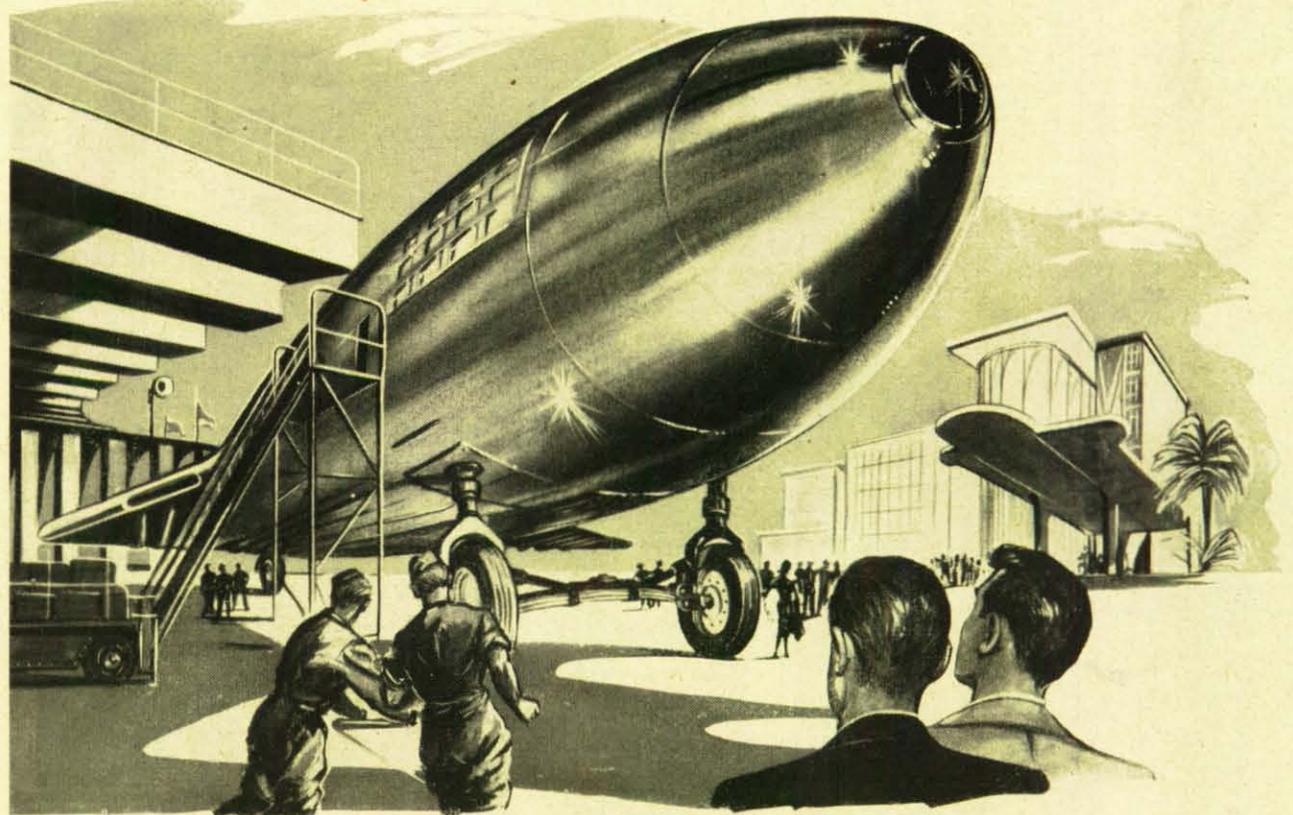
Am Tag zuvor waren die Aufregung und fieberhafte Tätigkeit in der Oase auf einem natürlichen Höhepunkt angelangt. Alles andere im Tagesablauf trat zurück hinter das für morgen zu erwartende einzigartige Ereignis.

Die künstliche Nacht, die durch Abschalten des größten Teiles der Lichtgeschaffen aus hygienischen Gründen das blendende Sonnenlicht blieb, als man das Raumschiff zwanzig Stunden vor dem Start aus seiner unterirdischen Bauhalle auf den Flugplatz hinausrollte. Die Zugänge zu der tiefergelegenen Halle waren so breit und hoch angelegt worden, daß sie dem mächtigen, von Traktoren geschleppten Weltraumriesen ausreichenden Durchlaß boten.

Da stand nun dieses Wunderwerk modernster Technik im strahlenden Sonnenlicht unter dem knallblauen, künstlichen Wasserdampfhimmel als Schaubild für die staunenden Augen aller. Es machte in seiner bulligen und doch schlanken Form den Eindruck eines lebendigen Ungeheuers, das sich zu ducken schien, um die Entfernungsabgründe des Weltraumes mit urhafter Gewalt zu überwinden. Der Goldschimmer des fünfzig Meter langen Metallleibes wirkte wie ein Reklameschild für Kostbarkeiten. Die

Druckfestigkeit war ungeheuer groß. Die Legierung der Metalle war zweckmäßig abgestimmt worden, daß man sich von den Außenwänden, unter dem zu erwartenden Einfluß der bis zum absoluten Nullpunkt absinkenden Temperaturen, eine Supraleitfähigkeit versprach. Die dann kreisenden elektrischen Ströme mußten ein so starkes magnetisches Feld aufbauen, daß sie wie ein Puffer gegen die einfallende Raumstrahlung wirkten. Der großen Gefahr eines Meteorschlages wurde auf andere Weise zu begegnen versucht. Die gesamten Außenwände waren wie ein Schutzmantel mit Tausenden von Propellern gespickt. Sie bestanden aus supraharten Metallverbindungen und waren in verschiedenen Größen schichtweise übereinander angeordnet. Sie sollten erst im leeren Raum, der dem Flug keinen Luftwiderstand gebracht werden. Es wurde erwartet, daß die dann einfallenden, in den allermeisten Fällen ja nur winzigen kleinen Stein- und Erzsplinter an dieser rotierenden Wand zerschellen oder abprallen. Selbst für den Fall, daß viele der Propeller selbst Schaden nahmen und ausfielen, konnten sie aus mitgeführten Vorräten schnell ausgewechselt und durch neue ersetzt werden. Die Mondanzüge waren wenige Stunden vorher nochmals von den Teilnehmern selbst in Vakuumkammern ausprobiert worden und hatten sich glänzend bewährt. Jeder war für den seinen verantwortlich und hatte ihn eigenhändig verstaubt.

Die Nahrungsmittel waren auf das sorgfältigste unter Aufsicht von Dr. Martini zusammengestellt worden. Hochkonzentrierte Nährkraft bei geringem Platzverbrauch war für die Auswahl ausschlaggebend gewesen. Schokolade, Bananen, Öl, Rosinen und Schinken speck standen an erster Stelle. Als



Da stand nun dieses Wunderwerk modernster Technik im strahlenden Sonnenlicht unter dem knallblauen, künstlichen Wasserdampfhimmel als Schaubild für die staunenden Augen aller. Es machte in seiner bulligen und doch schlanken Form den Eindruck eines lebendigen Ungeheuers, das sich zu ducken schien, um die Entfernungsabgründe des Weltraumes mit urhafter Gewalt zu überwinden.

Getränke waren Bohnenkaffee, Wasser und Sekt vorgesehen. Geraucht werden durfte nicht.

Jedenfalls war das Menschenmögliche getan worden, um den Besonderheiten und Gefahren eines solchen Fluges begegnen zu können. Natürlich gehörte auch eine ausgesuchte Apotheke dazu, in der Herz- und Kreislaufmittel einen hervorragenden Platz einnahmen.

Zwölf Stunden vor dem Start versammelte Birger Mundus die gesamte Einwohnerschaft von Niflheim auf dem Flugplatz. Trotz seiner so ganz unbürokratischen Lebensführung kriegte er es doch nicht fertig, einen solchen Wendepunkt in der Geschichte der ganzen Menschheit ohne eine Einleitung durch würdigende Worte vorübergehen zu lassen. Und diese Würdigung war ja nichts im Vergleich zu dem, was sich ereignet hätte, wenn derselbe Start an einem anderen Ort der Erde vor den Augen, Ohren und Mikrofonen der zivilisierten Welt vor sich gegangen wäre.

Er sprach knapp und unpathetisch, ohne es jedoch verhindern zu können, daß die Feierlichkeit der Erfüllung eines solchen Fortschritts aus jedem Satz sprach. Er dankte allen Ingenieuren, Physikern und Technikern, die ihm geholfen hatten, seine Pläne zu verwirklichen. Er unterstrich mit wenigen, klugen Worten die weittragende Bedeutung des kommenden Tages „Null“, von dem nicht nur die Wissenschaft, sondern die ganze Menschheit noch unübersehbaren Nutzen ziehen würde. Der Griff über den Erdball hinaus zu den Sternen hatte begründete Aussicht, die Reichweite menschlichen Geistes mit einem Schlage zu erweitern. Die allen bewußt werdende Ver-

Schnell wie der Tod

Eine neue amerikanische Rakete, die als Träger für Wasserstoff- und Atombomben konstruiert wurde, soll innerhalb einer halben Stunde von den USA aus jedes Ziel in der Sowjetunion mit tödlicher Sicherheit erreichen können. Sie führt den Namen „Atlas“. In Kürze soll sie in Florida und auf der Ascension-Insel im Südatlantik ausprobiert werden. An den Abschubvorrichtungen baut man schon jetzt.

bundenheit, mit dem Kosmos mußte neue Gesichtspunkte ergeben und Probleme aufwerfen, die endlich einmal die Überbewertung alter, verwurzelter Haß- und Konkurrenzideen aufzeigen und das Kämpfen um irdische Güter und Vorteile banal erscheinen lassen würden.

Er gab gleichzeitig zu, daß er noch nicht daran denke, seine Erfindung zur freien Nachahmung anzubieten. Der Zeitpunkt sei ungünstiger denn je. Das erste, was geschähe, wäre, daß verschiedene Interessengruppen versuchen würden, einander die Pläne gegenseitig abzufragen, um sie allein auszunutzen. Es würden Prioritätskämpfe stattfinden. Verschiedene Gruppen würden versuchen, verschiedene Landschaften auf dem Monde als Eigentum zu reklamieren. Es würde vielleicht — nein bestimmt! — Blut fließen. Sogar auf der stillen, bisher so unberührten Welt unseres Nachbarn im Weltenraum.

Der Ton wurde ein wenig bitter, als Mundus fortfuhr: „Ihr wißt ja alle, meine Freunde, daß ich einen besonderen Feind habe, jenen Viktor Borries, der in seiner Geheimstadt Ypsilon an derselben Erfindung baut wie ich. Wie weit er bis zur Stunde mit den Plänen gekommen ist, weiß ich nicht. Auf jeden Fall aber scheint er mir einen großen Vorsprung zuzutrauen, sonst hätte er es nicht nötig gehabt, den vor mehreren Wochen versuchten Bombenanschlag auf unser Niflheim zu veranlassen. Wie wir zu einem späteren Zeitpunkt auf diese Schurkenta reagieren werden, ist im Augenblick nicht meine Sorge. Ich Sorge mich statt dessen darum, daß sich so etwas nicht wiederholt. Unsere absolute Sicherheit war das Rückgrat

unserer Arbeitslust. Ich bitte daher die Kameraden Michael Engel und Frank Eigbrecht, während meiner Abwesenheit die Leitung unserer Gemeinschaft zu übernehmen und alles zu tun, um das zu schützen, was wir uns hier aufgebaut haben.“

An dieser Stelle unterbrach ihn starker Beifall, der seiner Anordnung und den beiden Genannten galt, die zum Rednerpodium hinaufgingen und denen vor aller Augen Birger Mundus verpflichtend die Hände schüttelte.

Dann sprach Mundus seine Schlussworte.

„Ich liebe es nicht, sentimental zu werden. Daher betone ich jetzt auch nicht die Möglichkeit, daß wir nicht zurückkommen könnten. Wir tun eben etwas, was wir einfach nicht lassen können, und haben daher nicht das Recht, uns besonderen Heldenmut nachsagen zu lassen. Wahrscheinlich steht uns Ungeheuerliches bevor, ungeheuerliches Erleben, das noch keinem Sterblichen vor uns vergönnt war. Dafür haben wir höchstens dankbar zu sein und nicht noch zu verlangen, daß man uns deshalb besonders lobt. So habe ich zum Schluß meinen Worten nichts weiter hinzuzusetzen als den Wunsch auf ein glückliches Wiedersehen!“

Anschließend fand ein großes Essen statt, das in den ausgedehnten Gesellschaftsräumen des Turmhauses abgehalten wurde. Gleich nach dem Essen zog sich dann die Mannschaft des Raumschiffes zurück, um noch eine Anzahl Stunden zu schlafen. Die Anstrengungen des bevorstehenden Fluges würden so hohe Anforderungen stellen, daß starke und ausgeruhte Körper und Nerven dringend vonnöten waren.

Die anderen aber feierten weiter! — Am Raumschiff blieb, nur der Ordnung halber, nicht aus Mißtrauen, ein einziger Mann als Wache zurück. Die Einwohner der Oase waren so sorgfältig ausgesucht und erprobt in ihrer bedingungslosen Anhängerschaft für Birger Mundus, daß eine Art polizeiliche Überwachung eine Beleidigung bedeuten würde. Es war ja auch vor der Rede noch erlaubt gewesen, die Innenräume unter sachkundiger Führung zu besichtigen. Man hatte ausgiebig Gebrauch davon gemacht, denn selbst für die reichlich verwöhnten Bewohner Niflheims war es nicht alltäglich, ein Weltraumschiff vor Augen zu haben. Nur die letzten zehn Stunden vor dem Start mußte es frei sein und so in Ordnung bleiben, wie es die Mannschaft vorzufinden wünschte. Jedenfalls galt es für alle als ausgeschlossen, daß es hier, im Niflheim, eine Gefahr geben könnte, die das Raumschiff bedrohte.

Und doch tickte im Innern dieses Meisterwerkes der Technik die Höllenuhr einer Sprengladung!

Bombe an Bord!

Der Zufall ist leider auch der Helfer des Bösen! —

In der Oase lebten Menschen vieler Nationalitäten und Religionen. Unter anderem gab es eine kleine indische Kolonie, die neben tüchtigen Ingenieuren und Ärzten auch einige alte, weise Brahmanen aufwies. Sie wohnten etwas abseits von dem Wohnzentrum der Siedlung in Bungalows und kleinen Tempeln, die sie ganz im Stil ihrer fernen Heimat erbaut und eingerichtet hatten. Mit ihren langen, wallenden Gewändern und prachtvollen, gepflegten Bärten gehörten sie zu den maleischsten Erscheinungen der Oase.

Während der kurzen Feier auf dem Flugplatz hatte ganz am Rande, halb gedeckt unter dem Buschwerk eines angrenzenden Flußlaufes, so ein Brahmane gestanden. Soweit man ihn überhaupt sah, war er niemandem aufgefallen. Auch wenn ein jeder die anderen der dreitausend Mitbewohner der Oase nicht alle kannte, lebten hier ja nur Leute, die eben auch hierher gehörten. Er trug einen kurzen, struppigen Vollbart, die üblichen, in diesem Falle nicht übermäßig sauberen Gewänder und einen kunstvoll gewundenen Turban. Seine Haltung war alt und schwach, sein Gehabe lauend und sprungbereit.

Freude haben - Kosten sparen

BMW Isetta fahren!



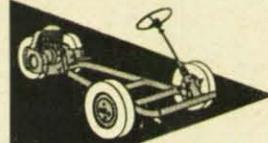
... innen groß

Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind. Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein

Parkt auf etwa 1/2 Autofläche. Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



... fahrsicher

weil auf 4 Rädern, mit starkem Stahlrohrfahrgerüst. Tür schließt lautlos zuverlässig.



... allseitig geschlossen

daher wetterfest, doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch

für jedermann, jeden Beruf, jeden Weg, jedes Wetter. Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust

wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor. Höchstgeschwindigkeit 85 km st. Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich

Jährliche Steuer DM 44.- (weniger als ein Großstadt-Dackel!) Normverbrauch 3,3 Liter/100 km.



Isetta Standard 57

Preis DM **2490.-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt, erfüllt das Motocoupé BMW Isetta allen - beruflich und privat.



Isetta

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

Er war auch der erste, der nach Schluß der Rede von Birger Mundus in fluchtartiger Eile seinen ohnehin versteckten Platz verließ und als einer der ganz wenigen nicht an dem großen Festessen im Turmhaus teilnahm.

Vorsichtig, aber unbehelligt, strich er, immer im Schutz von Bäumen und Büschen, zurück in Richtung der indischen Kolonie. Je weiter er vorankam, desto aufrechter wurde seine Haltung, sein kraftvolles Dahinschleichen. Er schien sich gut auszukennen, ging schließlich vom eigentlichen Weg ab und erreichte im Schutze einer dunklen Tannenwaldung den schönen Hindutempel, den sich die Inder erbaut hatten.

Dieser Tempel wurde, als Heiligtum für Götterkult bestimmt, verhältnismäßig wenig betreten. Er bot somit ein nahezu ideales Versteck für jemand, der es nötig hatte, für Tage oder Wochen zu verschwinden und unbehelligt zu leben. Denn selbst bei religiösen Übungen betreten die Indier nur das untere Stockwerk, in dem die mächtige Statue einer Göttin thronte. Der Tempel hatte aber einen Turm, der bis zur Höhe von vier Stockwerken emporragte. Und dieser Turm war das Ziel unseres geheimnisvollen Inders.

Nach vorsichtiger Prüfung der Umgebung betrat er mit raschen Schritten den Tempelraum und näherte sich gewandeltreppe der nach oben führenden Wendeltreppe, die an ihrem Fuß durch eine hohe, kunstvoll verzierte Gittertür abgeschlossen war. Und jetzt zeigte es sich endgültig, daß man keineswegs einen alten Mann vor sich hatte. Mit besonderer Kraft zog er sich an dem hohen Gitter empor und kletterte gewandt über die vier Meter aufragende, aber nicht ganz an die Decke stoßende Gitterung. Er zwängte sich oben zwischen der Tür und der Decke hindurch und ließ sich fast geräuschlos an der anderen Seite hinuntergleiten. Mit schnellem Blick überprüfte er die soeben bewältigte Tür, ob nicht verätherische Stoffetzen hängengeblieben wären, dann lief er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Wendeltreppe bis zur Plattform des vierten Stockwerkes empor.

Die Plattform war bis zur Brusthöhe von einer dichten Balustrade umgeben, die einerseits einen weiten Blick nach allen Seiten gestattete und andererseits, namentlich wenn man sich auf dem Boden niederhockte, ein völlig sicheres Versteck gegen spärende Blicke von unten her bot. Hier hauste der merkwürdige Fremde.

In einer Ecke befanden sich europäische Kleidungsstücke, eine pelzgefütterte Lederjacke, eine Fliegerkappe, Hosen von derbem, strapazierfähigem Stoff, ein Hemd, Schlips, eben alles, was Europäer oder Amerikaner im allgemeinen zu tragen pflegen.

Der Mann setzte sich erst einmal nieder, schob den Turban vom Kopf, und zum Vorschein kam das häßliche und jetzt noch abgemagerte Gesicht von — Tex Leuwenhout!

Wie kam dieser Mann hierher?

Leuwenhout war zeit seines Lebens ein Glück gewesen, der von eigener Tüchtigkeit und Glück gleichermaßen begünstigt wurde. Lediglich seine sehr primitive Herkunft — er stammte aus dem schlimmsten Armenviertel New Yorks — und seine außergewöhnliche Häßlichkeit hinderten ihn, eine ausgesprochen große Karriere zu machen. Mit seinem rücksichtslosen und gewalttätigen Charakter hätte er im Zeitalter der brutalen Diktaturen einen Henker größten Formats abgegeben.

So mußte er sich trotz hervorragender Intelligenz und persönlichen Mutes immer damit begnügen, andere Rowdies zu verprügeln oder im Auftrag überlegener Gangster Kastanien für diese aus dem Feuer zu holen. Für einen Viktor Borries, der, reich und ehrgeizig, jenes geheimnisvolle „Ypsilon“ gegründet hatte, war er ein nahezu ideales ausführende Organ, bei denen sich sein Glück oft genug zeigte. Verwundbar war er lediglich in bezug auf Frauen, bei denen er wenig, sogar sehr wenig Glück hatte. Das verführte ihn jetzt zu einem Fehler.

Die Affäre mit der jungen und hübschen Mabel Morena hatte seinen so geschickt eingefädelten Angriffsplan auf Niffheim zum Scheitern gebracht. Hätte er nicht Rücksicht auf sie und seine Neigung zu ihr genommen, wäre er mit seinem damaligen Anschlag auf die Oase weitergekommen. Dreimal war es nur die Jagd auf Mabel gewesen, die es ihm möglich gemacht hatte, sich heute noch hier aufzuhalten.

Als ihm Mabel Morena damals im Nebel wuschel war, blieb er nicht bei seinen Leuten, sondern rannte ihr nach. Zu spät merkte er dabei, daß auch er sich schnell verirrt. Sein Rufen und Suchen blieb erfolglos. Er fand zu seinen Leuten nicht mehr zurück, und Mabel fand er schon gar nicht. Nicht viel später hörte er das Summen von Hubschraubern, die weit ab von der Stelle, an der er verhielt, über den Nebel hinwegflogen, und eine halbe Stunde später krachte deutlich die furchtbare Explosion an sein Ohr, die den Schlitzen mit seinen geflohenen nervösen gewordenen und geflohenen Leuten in die Luft jagte.

Die Erfahrung hatte Tex Leuwenhout gelehrt, daß das Gitter im allgemeinen mehr ihm zu sein pflegte, als ohne genau zu wissen, was dort passiert sei, nahm er an, daß es auf keinen Fall zu seinem Schaden gewesen war. Und er hatte Recht. Denn er galt als tot, von

Neuer Forschungsgegenstand

Zum Gegenstand einer neuen Forschung werden die künstlichen Satelliten. Während des Internationalen Geophysikalischen Jahres 1957 werden von den USA und von der Sowjetunion aus künstliche Satelliten in den Weltraum geschickt werden. Um sie und ihre Gesetzmäßigkeiten beobachten und erforschen zu können, treffen gegenwärtig britische Liebhaber der Astronomie auf dem Nordwestengland etwa 210 m über dem Meere gelegenen Turm schon die ersten Vorbestimmungen. In den nächsten Wochen wollen sie sich mit den Methoden zur Verfolgung der Kreisbahnen der künstlichen Erdbegleiter bekannt machen. Es wird ernst damit, daß unser alter Mond künstliche Gefährten bekommt.

der Bombe zerrissen wie die anderen, und niemand suchte mehr nach ihm.

So stellte er das fürchterliche Fluchen über sein Verirren im Nebel ein, verhielt sich die nächsten Stunden ruhig und nahm sich dann die Zeit, auf dem nassen Boden vorsichtig dahinkriechend, nach dem Pfad zu suchen, der ins Tal hinunterführte. Es dauerte lange, aber da er sich ja doch nicht allzuweit von ihm entfernt hatte, fand er ihn wieder — gerade in dem Augenblick, wo im Tal auf Nacht umgeschaltet wurde.

Da die Talstufe bis zu dem Augenblick, wo Tex auftauchte, noch nicht in die Luft geflogen war, hatten seine Jungens entweder die Zündungen noch nicht eingewellt, oder — was wahrscheinlicher war — man hatte die Ladungen inzwischen gefunden und unschädlich gemacht. Also benutzte er frech und kühl die Drahtseilbahn und gelangte unbemerkt ins Tal.

Hier wurde es für ihn eine Kleinigkeit, sich zu verbergen und unbemerkt erst einmal tiefer in die Oase vorzudringen. Seine warme Lederjacke war ihm längst zu derbe geworden. Aber außer der geladenen Pistole beherbergte eine weitere tiefe Tasche eine jener nur zigarrenkistengroßen Sprengladungen, die er ursprünglich im Zimmer des Gästehauses ablegen wollte, aber bei der dramatischen Szene mit Mabel vergessen hatte. Er hätte sich ihrer nun leicht entledigen können, aber einem Manne seines Charakters lag es nicht, eine Waffe — auch dann, wenn ihre Verwendbarkeit im Augenblick nicht einleuchtete — aus der Hand zu geben.

Zunächst hielt er sich einmal zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen. Leicht erreichbare Bananen und Kokosnüsse ernährten ihn ausreichend.

Dann entdeckte er den Hindutempel. Er durchstreifte ihn nachts und stahl sich aus einer Priesterkammer passender Gewänder, was bei deren Vielzahl sicherlich nicht auffiel. Gleichzeitig entdeckte sein Spürsinn die Turmkammer, in der er sich jetzt noch aufhielt.

Die Tage waren ihm langweilig, aber nicht ungemütlich vergangen. Er beobachtete alles, was ihm irgendwie

zugänglich war. Nachts wagte er sich häufig hinaus, durchstreifte das Tal und vergriff sich vor allen Dingen an den Opfersteinen, die fromme Inder ihrer Gottheit in den Schoß legten. Immerhin war es manche Schüssel mit Reis und gekochtem Geflügel, die ihm eine hochwillkommene Ergänzung zu seiner Ernährung boten. Ironisch, aber unbekümmert nahm er als sicher an, daß sich die Priester nicht schlecht über den plötzlichen Appetit ihrer Göttin wundern mußten.

Trotz dieses gewissen Leichtsinns nahm er sich andererseits sehr in acht. Die Gefahr, nämlich Mabel Morena, dem Reporter Douglas Norman, dem kleinen Bob oder einem der Flieger zu begegnen, war zu groß. Erst als ihm der Vollbart wuchs, wurde er kühner und streifte freier umher. Er riskierte es sogar, Gespäche mit Leuten, die ihm harmlos erschienen, anzufangen, und wußte daher bald von dem bevorstehenden Start in den Weltraum.

Von diesem Augenblick an hatte er diese mehr. Die Sprengladung brannte ihm förmlich in der Tasche seiner Jacke. Oft genug hatte er mit dem Gedanken gespielt, die auf die Dauer ja doch sinnlose Verborgenheit aufzugeben und eine Aussöhnung mit Birger Mundus zu versuchen. Aber der seinem Denken nur zu vertraute Begriff unversöhnlicher Feindschaft ließ

ihn nichts Gutes davon erhoffen. Er jedenfalls hätte einem rigorosen Gegner, wie er es war, nie verziehen. Also zögerte er den Entschluß zur Übergabe immer wieder hinaus. Jetzt bot sich ihm überraschend eine Gelegenheit, in seinem Herrschaftsbereich dort anzukommen, wo er es vor Wochen hatte unterbrechen müssen.

Er wurde Zeuge, wie das Raumschiff aus der Basalthöhle herausgeholt und auf dem Flugplatz startfertig gemacht wurde. Er sah die Menschenmassen zur Besichtigung das Innere betreten und — ging mit!

Zuvor hatte er den Zeitzähler der Bombe auf 20 Stunden eingestellt.

Es war ein tolles Wagnis, als er im Strom der harmlos Begeisterten das Innere des Flugzeuges betrat und für nichts weiter Interesse hatte als für eine versteckte Stelle, die sich zur Aufnahme der Höllenladung eignete. Aber er hatte Glück, das Glück des Pflügers. Bald fand er ungehindert die günstigste Stelle. Eine heruntergeklappte Bank, unter der sich ein System dicker Röhren entlangzog, war dafür geeignet. Er setzte sich einen Augenblick lang, als ob er verschnaufen wollte, lächelte die anderen Besucher freundlich an und schob mit dem Fuß die auf den Boden gelegte Sprengladung nach hinten zwischen die Röhren.

Wenig später erlebte er dann am Rande des Flugplatzes die Rede des Birger Mundus und jubelte vor Freude über die geniale Tat des großen Leuwenhout, der schlauer und raffinierter war als diese ahnungslose Horde Menschen, die jenem Todgeweihten dort jubelten.

Dieses Hochgefühl schmutzigen Triumphes hatte ihn auch nicht verlassen, als er sich jetzt erhob, an die Brüstung der Balustrade trat und zum fernen Flugplatz hinüberschaute, auf dem der goldglänzende Leib des Raumschiffes blinkte. Aber es war sinnlos, sich daran zu berauschen, solange er selbst nicht in Sicherheit war. Und daran mußte er jetzt denken. Der in wenigen Stunden erfolgende Start war die Gelegenheit zur Flucht. Im Trubel

des Abfluges würde es tote Winkel in der Aufmerksamkeit dieses Klubs der Harmlosen geben, die für ihn günstig waren. Er konnte fliegen. Dort drüben war ein Hangar mit ausgezeichneten Maschinen. Die Luftsperrung um die Oase mußte während des Starts ausgeschaltet werden. Also!

Tex Leuwenhout war in diesem Augenblick nicht weniger glücklich als die Feiernden!

Wenige Stunden später brach der Tag „Null“ an. —

Rechtzeitige Lautsprecherdurchsagen lösten das ausgedehnte Festgedränge und ließen die gesamte Einwohnerschaft nach und nach zum Flugplatz pilgern.

Birger Mundus selbst hatte unter Mithilfe Barbara Keanharts seine Tagebücher abgeschlossen, sein Testament gemacht und beides in Gegenwart von Frank Eigbrecht und Michael Engel in einen Stahlschrank eingeschlossen, dessen Schlüssel er den beiden aushändigte. Dann erledigte er die letzten bescheidenen Vorbereitungen, indem er sich noch einmal rasierte — „Kultur ist nun mal Kultur“, hatte er lachend erklärt — und seinen hellen Straßenanzug gegen einen zweckmäßigen Lederdreß austauschte. Er war fertig.

Professor Richter, über dessen stille Gelehrtennatur in den letzten Tagen hereingestürzt waren, fühlte sich aufgeregter, als er seiner Tochter gegenüber zugeben wollte. Er stand jetzt der Erfüllung jahrzehntelanger Wunschträume gegenüber und schwamm etwas in Fassungslosigkeit. Bei Ingeborg Richter gab es wiederum Tränen, die ihn eher noch verwirrten als aufklärten.

Douglas Norman verbrachte die letzte freie Viertelstunde in Gesellschaft seiner Kollegin Mabel Morena, für die er wachsende, starke Zuneigung empfand. Der selbstverständliche Abschiedskuß, den er ihr schließlich abrang, wurde mehr als das — ein deutliches Versprechen für die Zukunft. Von ihrem gemeinsamen kleinen Gefährten, dem dreizehnjährigen Bob Miller, hätte er sich gerne verabschiedet. Aber er war nicht aufzufinden, so daß ihn beide im beginnenden Trubel vor dem Start vergaßen.

Von den anderen Teilnehmern war nur Dr. Martini verheiratet. Seine Frau verhielt sich genau so tapfer, wie alle zu sein versuchten.

Im übrigen machte man den allgemeinen Abschied kurz. Die Mannschaft kletterte in das Raumschiff, ein letztes Winken — und dann schlossen sich hermetisch die in Schloßform angelegten Türen.

Die Startvorbereitungen waren einfach, das Bodenniveau genauestens eingebaute. Da neben den Atomkräften auch elektro-magnetische Energien eine Rolle spielten, war schon seit Stunden die tote Zone um die Oase aktiviert worden. Pünktlich auf die vorgesehene Minute rollte der Weltraumriesen an und hob sich schon nach hundert Metern ruhig und gleichmäßig vom Erdboden. Unter dem wildbegeisterten Jubel der Fahren, Tücher und Hüte schwenkenden Menge kurvte er in Spiralen über dem riesigen Tal, schloß höher und höher und verschwand schließlich in der Wasserdampfwolke, die das Niffheim wie eine Kuppel überwölbte. Der Flug in den Weltraum hatte begonnen.

Und der Tod flog mit!

Das Ereignis war zu gewaltig, die Eindrücke zu groß, als daß sich bei den Zurückbleibenden gleich wieder die normale Ordnung des Alltags eingestellt hätte. Nur wenige ließen sich von unaufschiebbaren Pflichten bewegen, das Feld zu räumen. Die allermeisten standen in Gruppen auf dem Flugplatz beisammen und diskutierten lebhaft den gelungenen Start und die Aussichten des tollkühnen Unternehmens.

Unter ihnen befand sich auch Mabel Morena. Sie hatte sich besonders mit der reizenden, blonden Inge Richter angefreundet und lenkte ihre eigenen sorgenvollen Gedanken darauf ab, daß sie versuchte, die Kleine, die jetzt herzerberbernd weinte, zu trösten.

Da trat ein Mann des Bodenpersonals, den sie bereits gut kannte, zu ihr heran und sagte: „Entschuldigen Sie, Fräulein Morena. Da drüben im Hangar ist einer unserer alten Inder, der mich bat, Sie zu ihm hinüberzubitten. Er glaubt wohl, Ihnen etwas Wichtiges sagen zu müssen!“

Obgleich Mabel keine Ahnung hatte, worum es da wohl gehen mochte, lag für sie, besonders in der augenblicklichen Gemütsverfassung, kein Grund vor, sich darüber zu wundern. Sie nickte dem Mann mit freundlichem Dank zu, ließ das kleine Fräulein Richter mit einem letzten Trostwort stehen und ging zum Hangar hinüber.

Der hohe Raum war in wohlthuendes Halbdunkel gehüllt. Der ganze Park an Hubschraubern und Düsenflugzeugen stand zugedeckt in sorgfältiger Ordnung mit Ausnahme einer Stratosphärenmaschine, die abgedeckt und startbereit war. Neben ihr stand jener Inder, der sie zu sprechen wünschte.



Vorweihnachtszeit

„Ich bin Mabel Morena“, stellte sich die junge Dame vor. „Sie haben mir etwas Wichtiges mitzuteilen?“

Sie war ahnungslos, ruhig und ein wenig neugierig.

„Ja — es ist sehr wichtig, ganz besonders für mich!“ sagte der Inder mit leiser Stimme und winkte ihr näherzukommen.

Mabel leistete der Aufforderung Folge und trat einige Schritte näher. Der Inder kam ihr gleichfalls entgegen, machte dann plötzlich drei schnelle Schritte auf sie zu, packte die Überraschte mit starkem Arm und preßte ihr einen bisher verborgen gehaltenen, süßlich riechenden Lappen auf das Gesicht.

Mabel wollte losschreien, schrie vielleicht auch auf, merkte aber, wie ihr urplötzlich die Sinne schwanden. Dann wurde sie schwach in den Kniekehlen und brach ohnmächtig zusammen.

Der Mann warf den chloroformgetränkten Lappen in weitem Bogen in eine Ecke, in der bereits ein betäubter Hangarwächter lag, hob Mabel auf die Arme und verlor sie in der startbereiten Maschine. Dann kletterte er nach, schloß die Kabinentür und startete das Flugzeug.

Mit Getöse brauste es durch das weitgeöffnete Tor des Hangars auf den Flugplatz, auf dem kein Start angekündigt war. Rücksichtslos riß Tex Leuwenhout die Maschine herum, überfuhr beinahe einige der ahnungslos herumstehenden und nun erschreckt auseinanderrennenden Leute und jagte mit Vollgas über das Rollfeld. Dann schaltete er die Hubschraube ein und war nach einer Minute im Nebel verschwunden.

Es vergingen kostbare Minuten, ehe man sich darüber klar wurde, daß hier etwas geschehen war, das nicht mit den üblichen Dispositionen der Leitung des Niflheims zu tun hatte. Viele aufgeregte Stimmen brachten Mabel Morena mit dem unvermuteten Abflug in Zusammenhang und veranlaßten den Flugplatzleiter, mit weiteren Männern im Hangar nach ihr zu suchen.

Hier fand man sehr schnell den betäubten und langsam zu sich kommenden Wächter. Aber es bedurfte nicht

erst seiner undeutlichen und noch benebelten Erklärungen, um zu erkennen, daß ein Gewaltakt vorlag, der unbestimmbar, aber schlimme Folgen haben konnte. So zerbrach sich auch der Flugzeugleiter gar nicht erst den Kopf über die Möglichkeit eines Verrats der jungen Reporterin oder ähnliches, sondern stürzte unverzüglich zum Telefon, um die Luftsperrung anzuordnen, mit deren Hilfe es auch möglich war, die Maschine zur Notlandung auf dem Eis zu zwingen. Aber der geheimnisvolle Flieger hatte ganze Arbeit geleistet. Die Telefonleitung war durchgeschnitten.

Wieder vergingen viele Minuten, ehe er in aller Hast ein anderes Telefon erreichte und der Schaltzentrale endlich die so wichtige Weisung durchgeben konnte.

Leuwenhout hatte in verbrecherischer Tüchtigkeit das alles vorausgesehen. Er ahnte, daß die ersten zehn Minuten nach dem Start des Raumschiffes für seine Zwecke die wichtigsten waren. Er rechnete damit, daß er vielleicht nur diese Zeit haben würde, um aus der toten Zone herauszukommen. Bis dahin mußte sein Flugzeug eine solche Höhe erreicht haben, daß ein weiter Gleitflug ausreichen konnte, um ihn aus dieser Zone hinauszutragen. Also stieg er so hoch wie möglich.

Den Nebel hatte er längst durchstoßen und schraubte sich mit Vollgas in die finstere, unheimliche Polarnacht hinein. Dann stieg er gerade und steil in nördlicher Richtung.

Plötzlich setzten, genau wie er es erwartet hatte, sämtliche Zündungen aus. Kaltblütig zog er das Höhensteuer und versuchte, die Maschine auf Kurs zu halten. Jetzt kam es darauf an, ob er wieder Glück hatte!

In schrägem Gleitflug ging es nun unaufhaltsam abwärts. Die Spannung wuchs. Würde er es schaffen?

Der Eisboden unter ihm kam langsam, aber sicher näher, bedrohlich näher. Schon gewann er den Eindruck, nach all dem kühnen Wagen doch noch zu verlieren, und hatte schon den ersten Fluch auf den Lippen, als die Raketen wieder zu arbeiten begannen. Die Maschine gewann an Höhe. Der lange Gleitflug und ein zeitlicher Vorsprung hatten ausgereicht, die tote Zone zu überwinden.

Erleichtert jubelte er auf und stellte die Steuerung auf Höhenflug. Dann hatte er Zeit, sich nach Mabel Morena umzuwenden, die langsam aus ihrer Ohnmacht erwachte.

„Erkennen Sie mich? Ich bin Tex Leuwenhout!“

Mabel war noch sehr blaß und schwach, aber schon wieder kampflustig. „Den Teufel vergift man nicht, wenn man ihn einmal gesehen hat!“ antwortete sie bissig. „Das, was Sie hier gemacht haben, wird Ihnen sehr bald leid tun!“

„Schon möglich!“ grinste Leuwenhout. „Aber zunächst bin ich erst mal zufrieden. Der alte Tex hat großartige Arbeit geleistet. Das Raumschiff explodiert genau zwischen Erde und Mond. Ihr Birger Mundus ist bereits ein toter Mann! Aber wir beide leben, und das ist die Hauptsache!“

„Sie lügen!“ schrie Mabel vor Angst, daß diese entsetzliche Behauptung wahr sein könnte.

„Ich habe keine Zeit, jetzt mit Ihnen zu streiten!“ sagte Leuwenhout und warf unruhige Blicke nach rückwärts. „Am Horizont sehe ich das Mündungsfeuer von Raketen. Man scheint mich zu verfolgen. Aber ich habe eine halbe Stunde Vorsprung und die beste Maschine erwischt. Das wäre ja gelacht, wenn die mich kriegten!“

Er warf einen Blick auf den Höhenmesser, der 12 000 Meter zeigte. Er befand sich bereits in der Stratosphäre.

„Na also!“ brummte er befriedigt, schaltete die Zusatzraketen, und langsam stieg das Tachometer auf 2500 Stundenkilometer.

Der blinde Passagier

Das Raumschiff hatte indessen die ungefähr 400 Kilometer hoch reichende Lufthülle der Erde durchflogen.

In angespannter Aufmerksamkeit stand jeder Mann an seinem vorgesehenen Posten und war bereit, die hundertmal geübten Handgriffe auszuführen, wie sie nacheinander nötig wurden. Selbst Professor Richter und Norman, die nicht zu technischen Bemanning gehörten, hatten Funktionen übernommen, die sie ohne Vorkenntnisse auszuführen vermochten.

Der Arzt, Dr. Martini, hielt sich in ständiger Bereitschaft, ging von einem zum andern, prüfte laufend Pulsschlag, Blutdruck und Atmung und trug alles sorgfältig in vorbereitete Tabellen ein.

Birger Mundus und der Pilot Walter saßen beide im Führerstand hinter den meterdicken Glasfenstern und bedienten die Führungsgeräte.

Chefingenieur Dr. Wieland und Rasmussen, einer der dänischen Techniker, standen an den Schaltgeräten des Triebwerkes und führten jeden Befehl aus, der mittels Lautsprecheranlage durchgesagt wurde.

Einer der beiden anderen, Peterson, war vorgesehen, um die Luft- und Druckverhältnisse zu regulieren, eine besonders wichtige Aufgabe, da gleich zu Beginn sich bei allen Insassen sehr störende Kopfschmerzen und Beklemmungsgefühle bemerkbar machten, die erst nach mehrfachen Regulierungen des Sauerstoffgehaltes der Innenluft abklungen.

Trotzdem waren das keine allzu großen Probleme, solange sie sich noch in der Lufthülle der Erde befanden. Spannend wurde es erst, als die letzten Luftspuren nicht mehr nachweisbar waren und man nun tatsächlich im leeren Weltenraum dahinflog. Jetzt war es so weit, daß die Großraketen in Tätigkeit zu treten hatten. Mundus erteilte den entsprechenden Befehl, und der Geschwindigkeitsmesser stieg bei möglichst gleichmäßiger und nicht zu rascher Beschleunigung bis auf die vorgesehenen 30 000 Kilometer in der Stunde. Das war die errechnete Reisegeschwindigkeit, mit der man innerhalb von 24 Stunden den Mond zu erreichen hoffte.

Gerade die Beschleunigung der Geschwindigkeit wurde von allen sehr unangenehm empfunden, da einerseits die zu überwindende Schwerkraft der Erde zurückzog und andererseits die Beschleunigung vorwärts riß. Es war allen, als ob sie Bleigewichte an den Gliedern hängen hätten. Sie wurden fast unwiderstehlich zurückgezogen. Wo es möglich war, preßten sie sich mit dem Rücken gegen Wände. Jede Hantierung war nur mit einer Hand auszuführen, da die andere gebraucht werden mußte, um sich an überall angebrachten Metallstreben entgegen der Schwerkraftwirkung in die erforder-



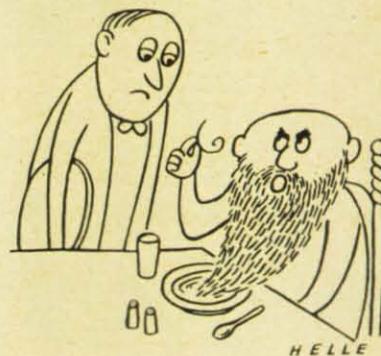
liche Lage zu ziehen, was nur mit großem Kraftaufwand möglich war. Besonders schwierig hatte es in dieser Hinsicht der dritte Däne, Halvorsen, da er von einem riesigen Schaltbrett aus die gegen Meteorschlag vorgesehenen Propeller zu bedienen und ihr Funktionieren zu überwachen hatte. Er mußte ununterbrochen Bewegungen ausführen, was nur infolge seiner Bärenstärke möglich wurde.

Nach vier Stunden schwerster körperlicher Anstrengungen war die vorgesehene Höchstgeschwindigkeit erreicht. Die lästige Beschleunigung hörte auf. Sofort stellte sich ein Gefühl ungekannter Leichtigkeit ein und führte zu taumeligen, nicht ganz zu beherrschenden Bewegungen. Einige fühlten sich erschöpft bis zum Umfallen. Deshalb verteilte Dr. Martini sofort Dop-Mittel, die die Reserven der Körper mobilisierten und die Männer wieder in gute Verfassung brachten.

Als sich nun nichts mehr ereignete, was zu Besorgnis Anlaß bot, als alles klappte und großartig funktionierte, der Geigerzähler bewies, daß keine schädliche Raumstrahlung durchschlug, trat allmählich eine leichte Beruhigung ein. Denn wenn es auch niemand zugegeben hatte, standen doch die Nerven aller unter beträchtlichem Hochdruck. Die Spannung ließ nun nach und schlug um in einen Freudenrausch über das offensichtliche Gelingen des Fluges.

Man fand jetzt Zeit, miteinander zu reden anstatt einander Befehle zuzurufen, und konnte auch aus den winzigen Beobachtungsfenstern blicken.

Das erste, was allen auffiel, war das Aufgehen der Sonne, die gerade für die Erdgegend des Südpols noch auf



„Unerhört, ein Haar in meiner Suppe!“

Monate hinaus unsichtbar geblieben wäre. Natürlich ging sie gar nicht auf, sondern wurde infolge der wachsenden Entfernung von der Erde wieder sichtbar. Aber das war nicht mehr die Sonne, wie man sie an blauen Tagen von der Erde her kannte, sondern eine blendende, gleißende Kugel, die scharf abgegrenzt aus der rabenschwarzen Finsternis der ewigen Nacht des Weltraumes herausstach. Sie schwebte inmitten einer sehr großen Anzahl von Lichtpunkten — Sternen —, die nun, da ihr Strahlen unbehindert war durch die irdische Luft, in viel größerer Anzahl sichtbar wurden. Und wohl zum erstenmal kam es einem jeden so recht zum Bewußtsein, daß auch unsere Sonne nichts weiter ist als ein Stern unter Sternen.

Die Erde nahm langsam ein ungewohntes Gesicht an. Die inzwischen erreichte, für irdische Begriffe ungeheure Höhe ließ die Umrise der einzelnen Erdteile wie auf einer Landkarte hervortreten. Die Trennungslinie von Tag und Nacht wurde sichtbar. Der Erdteil Antarktika, von dem aus sie gestartet waren, lag im Dunkel der Nachtseite wie ein verwaschener, schmutziger Fleck. Dort lag das Niflheim, ihre künstliche Heimat, wo Tausende von Herzen für das Gelingen ihres Planes schlugen.

Immer kleiner wurde alles. Die Erde rundete sich zur Kugel. Die längst verlassene Lufthülle lag von Sonnenlicht durchleuchtet wie ein zarter, rosiger Hauch über dem gewaltigen Rund. Winzige Flöckchen, in Wirklichkeit ausgedehnte Wolkenmassen, trübten hier und da das Bild. Verschwommene schimmernde Lichtpunkte der Nachtseite verrieten Monstrestädte wie Rio de Janeiro, New York oder Chicago.

Auf der anderen Seite der Flugrichtung war auch der Mond Gegenstand eingehender Betrachtungen. Er bot nun schon einen Anblick wie in großen Fernrohren. Im Gegensatz zu der offensichtlich lebendig atmenden Erde machte er einen starren, toten Eindruck.

Fortsetzung folgt

Für jeden Arm und jede Uhr

Nur echt mit Marken-ELASTOFIXO- und

Das **Elastofix** UHRARM BAND dehnt sich verschleißlos bewährt und unerreicht von

Erhältlich in „Goldanker“-Walzgold-Doublee, Edelstahl und in 14 Kt. Gold in allen guten Fachgeschäften.

Wenn alle Mittel versagen:

mit „Hollywood-Format“ vollendet schöne Büste, tadellose Figur! Das Geheimnis beliebter Filmstars bleibt auch Ihr Geheimnis. Ohne Kosmetika, med. Mittel und dergl. verschafft Hollywood-Format sofort die gewünschte Form. Zahlreiche Dankschreiben. Rückgaberecht. DM 19,85 Voreinsendung oder Nachnahme zuzüglich Gebühr.

Kein Schaumgummi. **FORMAT-VERSAND BRAUNSCHWEIG** · Postfach 868/201

Bestecke

ab Fabrik Teilzahlung Katalog frei

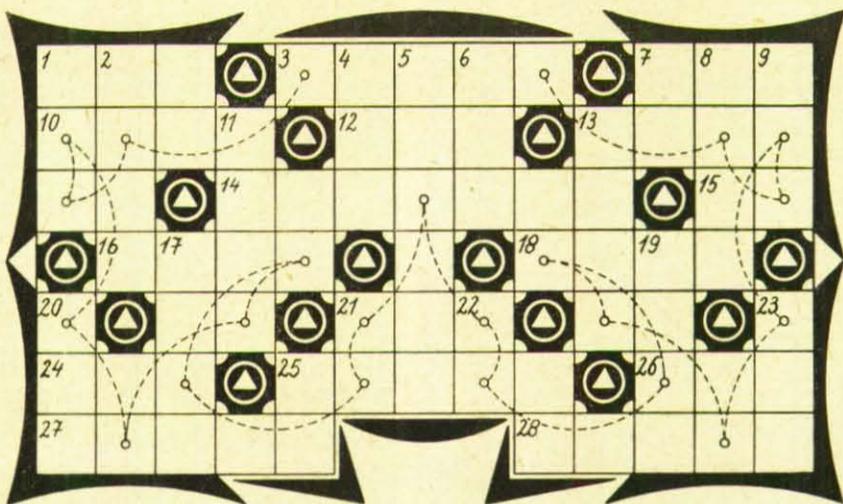
Carl Mertens Solingen 400

Mehr Freizeit

durch die zweckgestaltete bewegliche Kruse-Küche, die, gediegen, für kleine und große Küchen passend, jederzeit zu ergänzen, preiswürdig, Arbeit, Geld erspart. Prospekte gratis.

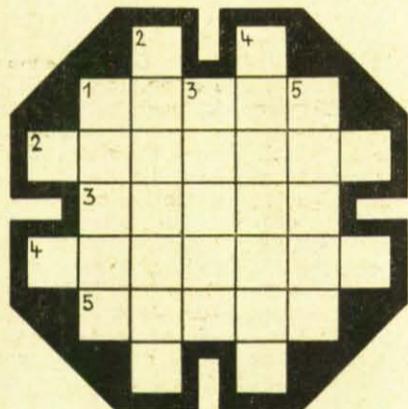
Cebrüder Kruse, Möbelfabrik, Melle 115/Hann.

SPRUCHKREUZWORTRATSEL



Waagrecht: 1. Schweizer Kanton, 3. Fahrzeug, 7. englisches Bier, 10. Armee, 12 deutsche Vorsilbe, 13. Berg in Innsbruck, 14. Widerspruch, 15. Insel vor der französischen Mittelmeerküste, 16. Verhältniswort, 18. Zahlungsmittel, 21. in römischen Ziffern „1002“, 24. Teil des Wagens, 25. Unterring, 26. Fluß in Rußland, 27. Zögling, 28. Anstrengung. — **Senkrecht:** 1. Zeitmesser, 2. Nahrungsmittel, 4. Vorfahr, 5. Stirnbeinauswüchse bestimmter Wiederkäuer, 6. Fluß in Italien, 7. Spielkarte, 8. Kummer, 9. Zahlwort, 11. Niederschlag, 13. Einfall, 17. Schluß, 19. Teil des Tisches, 20. europäischer Inselbewohner, 22. chemisches Zeichen für Iridium, 23. eins (englisch), 25. französischer Artikel. — Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben entlang der Strichlinie, beginnend bei 3, eine Sentenz.

MAGISCHE FIGUR



a a b b e e e e e e f f f f h l l l l l o o p p p p p r r r r s s s u u u

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Kinderspielzeug, 2. Stadt am Eriesee in USA, 3. preußischer General des vorigen Jahrhunderts, 4. Beobachter, 5. Laubbaum.

Unantastbar

Jeder Ehemann hat das Recht, seine Hosentaschen gegen den Zugriff seiner nach Geld suchenden Frau zu schützen, erklärte ein amerikanischer Richter im Verlaufe eines Scheidungsprozesses.

Heldenstolz

Ein dreijähriger Junge im Staat Florida war von einem Hund gebissen worden. Als seine Tränen versiegt waren, erklärte er voller Genugtuung: „Aber ich habe zuerst gebissen!“

Hundepech

Ein Hund stahl in einem Londoner Viertel aus einem Fleischerladen eine ganze Kette Würste. Gefreut haben kann ihn seine Beute nicht; denn es waren Dekorationswürste, die mit Sägemehl gefüllt waren.

Planmäßig

Für Spielkasino-Besucher verkehrt seit mehreren Jahren ein Zug allmorgendlich um 4 Uhr 29 zwischen dem Luxusbad Estoril und Lissabon. Bisher fuhr er heimlich. Jetzt wird er in den Fahrplan aufgenommen.

SILBENRÄTSEL

bak — be — bel — ber — ber — bra — but — che — del — di — dor — ei — ei — el — er — fass — feu — gel — hei — i — i — la — le — le — le — li — lien — lö — ma — na — ne — ne — nel — o — o — per — ru — se — see — sil — son — su — schu — ta — ta — tal — tee — ter — the — tor — tun — tur — uhr — un — ur — we — ze.

1. Insekt, 2. Oper v. Lortzing, 3. Element, 4. Getränk, 5. öffentl. Gebäude, 6. Zeitmesser, 7. Genußmittel, 8. Tier in der Wildnis, 9. männl. Vorname, 10. weibl. Vorname, 11. einfältiger Mensch, 12. Sinnesorgan, 13. Musikstück, 14. Gebirgseinschnitt, 15. dtsh. Strom, 16. Tierfamilie, 17. Stacheltier, 18. Planet, 19. Eingang, 20. Edelmetall, 21. dtsh. Baum, 22. Wüstentier, 23. Nahrungsmittel, 24. Gewässer, 25. Gebirgsdurchbruch, 26. höchstes Gut, 27. europ. Staat, 28. menschl. Organ, 29. Behälter, 30. tierisches Erzeugnis. (sch = 1 Buchst.)

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben eine zeitgemäße Sentenz.

SILBENRÄTSEL

be — be — ber — che — cher — chif — do — e — e — ei — ei — er — fen — fon — gei — geu — ha — ha — hof — in — kant — lan — le — ma — na — ne — ner — ner — no — ran — sal — so — ti — tor — tre — tus — u — uhr — vel — vi — vier — zi.

Aus diesen Silben sind 17 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Sentenz ergeben. (ch = 1 Buchst.)

1. Handwerker, 2. literarisches Werk, 3. Raubvogel, 4. Bodenform, 5. Heilmittel, 6. feines Gewebe, 7. Metall, 8. Laubbaum, 9. altrömischer Kaiser, 10. Wandervolk, 11. italienische Stadt, 12. Schiffslandeplatz, 13. Schwung, 14. Besitzer, 15. Wirbelsturm, 16. Bauernhofform, 17. Ruderbootsgattung.

Auflösung aus Nr. 13

Scherz-Rebus: Weißfisch im Schwarzen Meer. **Silbenkreuzworträtsel. Waagrecht:** 1. Belgien, 3. Ideal, 5. Teheran, 7. Nike, 9. Mana, 10. Rabe, 11. Reni, 12. Mimik, 14. Lage, 16. Araber, 18. Semester, 19. Gebärde. — **Senkrecht:** 1. Bellini, 2. Ente, 3. Iran, 4. Altona, 6. Hegel, 8. Keramik, 9. Manila, 12. Mimose, 13. Lira, 15. Gerade, 16. Aster, 17. Berge.

Zoologisches Silbenrätsel: 1. Erdwolf, 2. Islandfalke, 3. Nandu, 4. Sardine, 5. Insektenfresser, 6. Eisfuchs, 7. Dschelada, 8. Lebergel, 9. Eyra, 10. Regengewurm, 11. Kobra, 12. Rotkehlchen, 13. Eskimohund, 14. Bachstelze, 15. Stachelbeerspanner. — **Einsiedlerkrebs — Feuersalamander.**

Sanduhr. 1. Gabriel, 2. Algier, 3. Regal, 4. Gera, 5. arg. Ra, 7. a, 8. Ia, 9. Aie, 10. Elan, 11. Liane, 12. Anteil, 13. Litanei.

ZB Illustrierte · Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter · Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 213 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger · Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier. Redaktion: Köln. HansaHaus am Friesenplatz, Telefon 57194. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Münchner Buchgewerbehaus GmbH. Verantwortlicher Anzeigenleiter: I. V. Johannes Seifert. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig. Alleinauslieferung für Österreich: Morawa & Co., Wien, Wollzeile 16. Preis S 2.80. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien 11, Freyung 11. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägl. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Entspannung

vom Tagesablauf durch Freundschaft zu einer guten Familien-Zeitschrift.

Das Blaue Blatt

wird von langjährigen Lesern als wertvoll bezeichnet. Der hierunter abgedruckte Anforderungsschein für 1 kostenfreies Probeheft wird uns als Drucksache im Briefumschlag mit 7 Pfennig frankiert übersandt.

An die Vertriebsabteilung des

MÜNCHNER BUCHGEWERBEHAUS GMBH
München 13, Schellingstraße 39-41

Ich bitte um kostenfreie, unverbindliche Überlassung von 1 Probeheft
»DAS BLAUE BLATT«
Meine Anschrift (Druckbuchstaben):

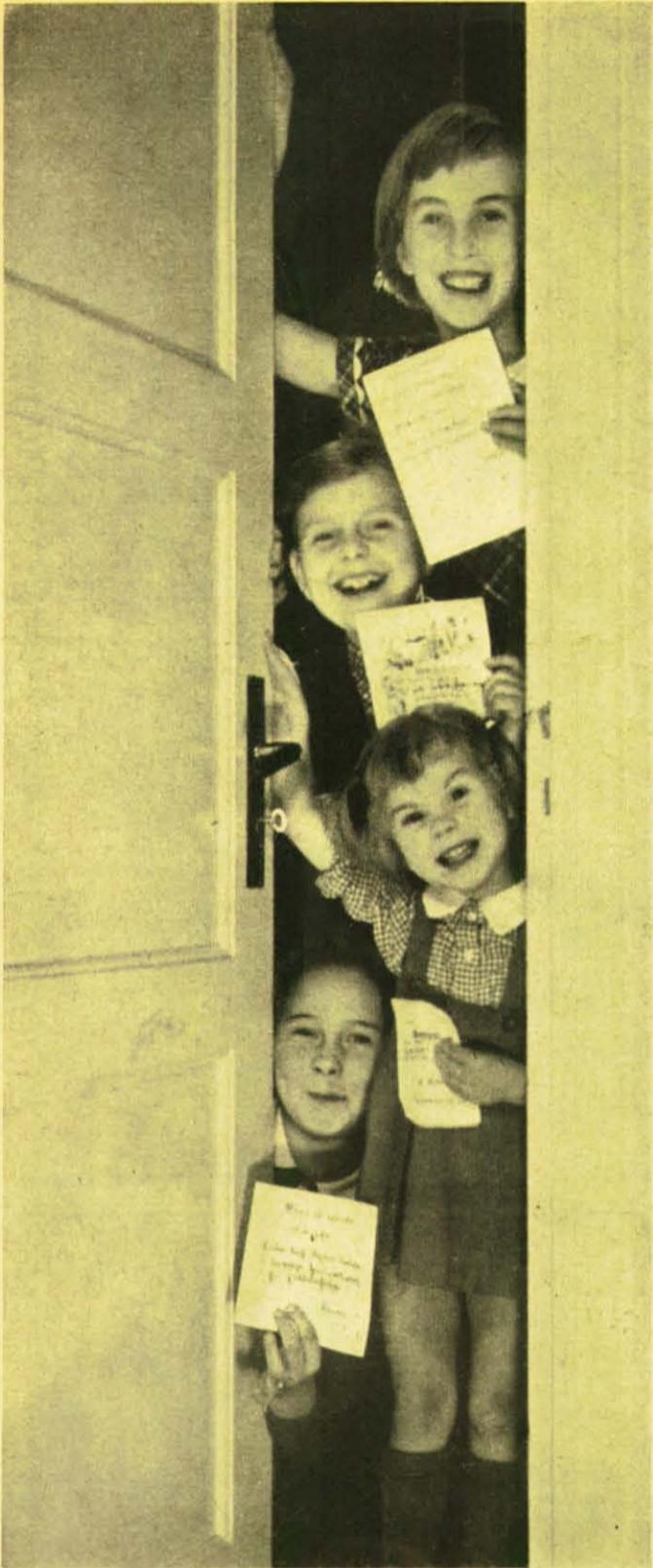
21. 11.

Sprachen lernen

Engl., Franz., Ital., Span. oder Port. im kurzweiligen Fernunterricht mit ständ. Kontrolle des zunehmenden Könnens bis zum Abschluß-Zeugnis. Probieren und Garantie! Fordern Sie kostenlose ill. Werbepschrift „Sprachenlernen ohne Fühl!“ v. Zickerts Fernkursen, München-Großhadern 9

Beruflicher Aufstieg

erfordert planvolles Handeln, Selbstbeherrschung, Denkschulung, Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, Kenntnis u. Korrektur falscher Gewohnheiten und hemmender Charaktereigenschaften sowie ein umfassendes Wissen über praktische Schwierigkeiten des berufl., gesellschaftl., privaten und allgemeinen Lebens. Der **Authegetik-Lehrgang** ist die psychologisch zuverl. Methode dafür. Teilnehmer aus 120 versch. Berufen und des In- und Ausl. Aufklärschrift mit viel. Anerkennungen durch **AUTHEGETISCHES INSTITUT**
München 25



Morgen, Kinder, wird's was geben . . . aber heute ist die Türe zur guten Stube noch nicht abgeschlossen, und das geheimnisvolle Rumoren hat noch nicht eingesetzt. Frohe Erwartung spiegelt sich auf den Kindergesichtern. Was wird das Christkind in diesem Jahre alles bringen? Ob es sich wohl genau an die Wunschzettel hält?



Die Erlahrung lehrt, daß nicht jedes Spielzeug für unsere Kinder aus dem Laden stammen muß. Heidi vergnügt sich hier mit „Pferden“, die aus Kastanien und Streichhölzern gemacht sind. Sie würde ihre Lieblinge nicht gegen ein anderes Spielzeug eintauschen.



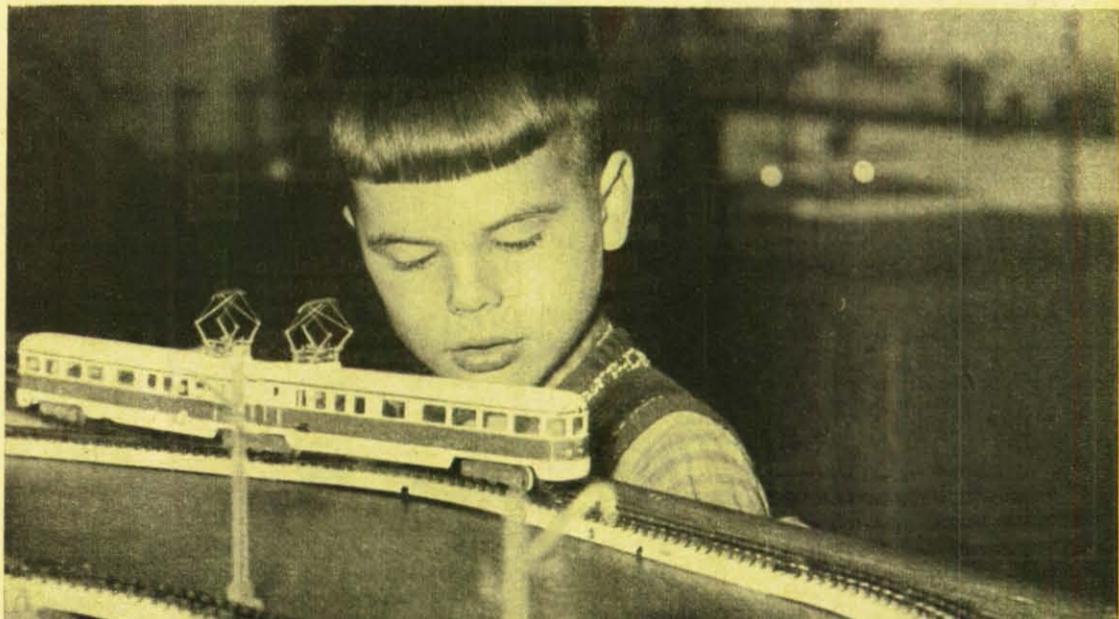
Tiefe Enttäuschung drückt das Gesicht der kleinen Monika aus. Sie hat das erwartete Geschenk nicht bekommen. Meist sind die Eltern schuld, weil sie es nicht verstehen, den Sinn des Kindes für einfache Dinge zu wecken. Ein Kind ist doch so leicht zu begeistern!



„Reizüberflutung“ nennen die Psychologen die Tatsache, daß viele Kinder sich nicht mehr selbst beschäftigen können. Was sollten sie auch tun? Die modernen Spielzeuge laufen von alleine. Da braucht nicht mehr gebastelt oder experimentiert zu werden.

Das Christkind überlegt

Die Spielzeugläden erwarten mit gefüllten Lägern den alljährlichen Weihnachtssturm von Eltern, Onkeln und Tanten. Sie sind alle bestrebt, den lieben Kleinen „eine Freude zu machen“. Ein Kinderherz ist schnell erfreut. Doch ob das Spielzeug auch richtig ausgewählt wurde? Ob es geeignet ist, das Kind längere Zeit zu beschäftigen, und zwar so, daß es seine natürliche Entwicklung fördert und unterstützt? Daran sollten die Käufer immer denken.



Zuviel mechanisches Spielzeug ist besonders für kleine Kinder nicht wünschenswert. Es führt zum Erlebnis des mühelosen „Bewirkens“ ohne eigene Anstrengung. Es ergibt falsche Einstellung zu den späteren Lebensanforderungen und lenkt das Kind von eigener schöpferischer Betätigung ab. Erst wenn das Kind in der Lage ist, den technischen Ablauf der Mechanik zu erfassen, bildet derartige Spielzeug keine große Gefahr mehr.



In das Kindergebet eingeschlossen ist gewiß auch die schwarze Katze, die das Mädchen im Arm hält. Durch die Auswahl seiner Spielsachen sollte es dem Kind ermöglicht werden, sich an ein bestimmtes Tier oder eine Puppe besonders anzuschließen. Für die Entwicklung des Gefühlslebens ist eine derartige Bindung ungeheuer wichtig. Der Wunsch des Kindes, sein Lieblingstier mit ins Bett zu nehmen, sollte ihm unter allen Umständen erfüllt werden. Die Lieblingstiere oder -puppen sind offenbar ein ruhender Pol in der Vielfalt der Erscheinungen und Erlebnisse in dem jungen Menschenleben.

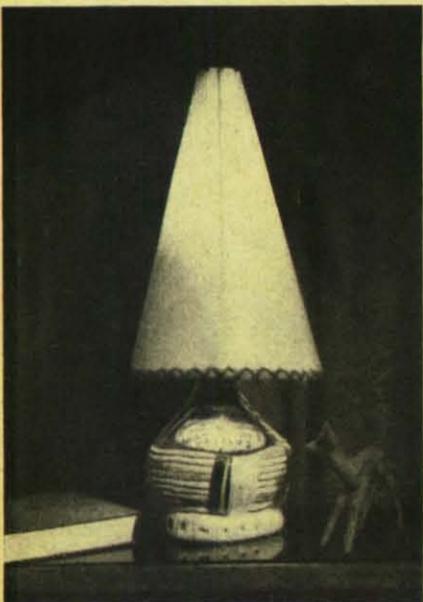


Gelangweilt und überdrüssig betrachtet Egon in einem Warenhaus eine Tankstelle und aufziehbare Autos. Auch der Panzer ist nichts Besonderes mehr für ihn. Er hat zu Hause Fahrzeuge, die ferngelenkt werden können. Zu Weihnachten wünscht er sich einen Düsenjäger, der wirklich fliegt, nicht so ein albernes Ding, das nur über den Boden rollt. Gerade die Eltern, die am meisten rechnen müssen, sind oft sehr unvernünftig beim Geschenkekauf für Kinder.



Wie die abstrakten Meister schwelgen Heinz und Joachim in Farben. Die vernünftige Mutter hat ihnen ein altes Handtuch umgebunden. Nun können sie ihrer Phantasie freien Lauf lassen. Jede Vorlage wird von Anfang an abgelehnt. Nur ein Blick zum Gemälde des Nachbarn wird allenfalls gewagt, um sich Inspiration zu holen. Die neue „Handtechnik“ ist eine beliebte Malmethode und wird sich gewiß im Sturm die Kinderherzen erobern — wenn Mutter zustimmt!

Verwandlungskünstlerin: CHIANTIFLASCHE



Die Chianti-Tischlampe ist ein beliebtes Geschenk, das jeder leicht selbst basteln kann. Kaufen muß man nur eine Glühbirne und eine Fassung, die auf einem Gummistopfen sitzt. Diesen kann man dann leicht an Stelle des Flaschenkorkens aufsetzen. Für den Lampenschirm gibt es viele Möglichkeiten: Leinen, Bast und auch Pergamentpapier.



Etwas für Kenner ist die Wasserpfeife. Dazu wird eine Südweinflasche benötigt, die einen „Schnabel“ hat. Ein Pfeifenkopf wird in den Korken der Flasche eingelassen, von dem aus der Rauch durch einen dünnen Schlauch unter die Wasseroberfläche geleitet wird. Durch den „Schnabel“, an dem das Mundstück angeschlossen ist, kann der Genießer dann den gekühlten Rauch einsaugen.



Wie ein Phantasiegebilde, das Wirklichkeit wurde, wirkt die Chiantiflasche als Kerzenleuchter. Die Herstellung ist ganz einfach: Flasche leertrinken, sie dann zur Erhöhung der Standfestigkeit (der Flasche) bis zum Hals mit Wasser füllen. Nun wird eine jener Kerzen aufgesteckt, die leicht schmelzen und reichlich tropfen. Das ergibt die malerische und wirkungsvolle „Halskrause“.



Nur die halbe Flasche braucht man für diese Blumenampel. Man „köpft“ die Flasche, indem man sie bis dicht unter den oberen Rand der Basthülle mit Rohöl füllt. Jetzt einen glühenden Eisenstab durch den Flaschenhals einführen. Zischend springt das Glas an der „Demarkationslinie“. Nun nur den oberen Teil der Flasche abheben, den unteren mit Erde füllen, und fertig ist die Blumenampel.

Strahlen lenken Schicksale

Das Leben ist an Atomstrahlen geheftet

SCHRECKWELT DER STRAHLEN?

Den Strahlen, die aus atomaren Vorgängen stammen, haftet noch immer Geheimnisvolles an, obwohl die internationale Wissenschaft an der Erforschung alles dessen arbeitet, was diese Strahlen betrifft. Im Vordergrund steht die Schicksalsfrage: Sind die Strahlen unsere Todfeinde, oder werden sie sich als Helfer zur Verbesserung unseres Lebens einspannen lassen? Werden sie nur zu neuen Kriegsmitteln werden oder zu Werkzeugen eines friedlichen Lebens?

STRAHLEN ALS FORMENSCHÖPFER

Die atomaren Strahlen sind uralt — sie waren vor dem Menschen da. Unsere Erdrinde enthält Elemente, die von Natur aus radioaktiv sind. Diese Strahlen und vor allem die kosmischen Strahlen haben Anteil an der Formung des organischen Lebens. Sie sind ein Teil derjenigen Triebkräfte, die daran mitgewirkt haben, daß die Lebewesen nicht auf den primitiveren Stufen stehenblieben, sondern sich zu den heutigen hochorganisierten Formen, wie wir sie kennen, entwickelten.

TIERE UNTER STRAHLENWIRKUNG

Anders als mit der natürlichen atomaren Strahlung steht es mit der vom Menschen künstlich ausgelösten, den Kernspaltungs- und -verschmelzungsvorgängen, zu denen wir vorgedrungen sind und deren Auslösung und Anwendung wir in der Hand haben. Vor jeder Anwendung steht das Experiment. Zahlreiche Forscher arbeiten daran, die Wirkung der Strahlen auf Lebewesen zu ergründen, allein schon, um zu ermitteln, wie es sich mit einer Schädigung des Erbgutes jetzt und in Zukunft verhält.

WIE SIEHT DIE ZUKUNFT AUS?

Neue Hilfsmittel erschließen neue Möglichkeiten. Das gilt auch für die atomaren Strahlen. Schon jetzt zeichnet sich ab, wie sie die Zukunft unseres Alltags umformen werden. In Erkennung und Behandlung von Krankheiten, für die Industrie vermögen sie Umwälzendes zu leisten, sowie die Lebensmittelkonservierung zu vervollkommen. Für die Landwirtschaft ist abzusehen, daß der Mensch seine Nutzpflanzen und -tiere nach seinen Absichten wird umzüchten können.



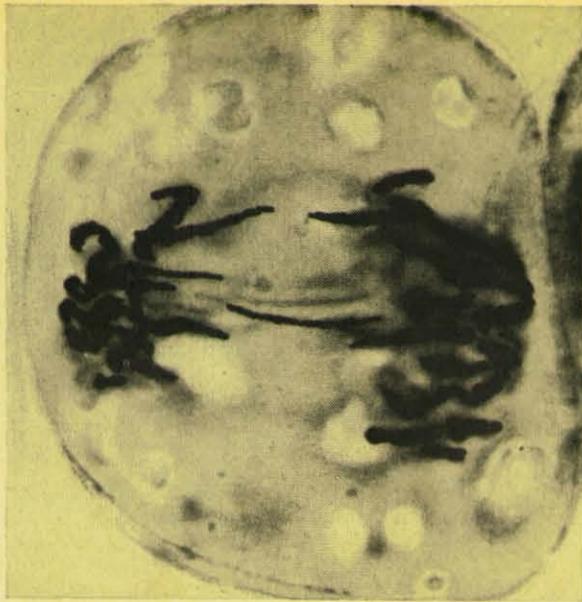
Schöpferische Macht wohnt den Atomstrahlen inne. Nach Ansicht vieler Forscher ist die natürliche Radioaktivität der Erdhülle entscheidend an der Entwicklung der Lebewesen beteiligt. Der Weg vom Einzeller zum hochentwickelten Säugetier wird zum Teil bestimmt durch einen Wandel in den Erbanlagen, den die radioaktiven Strahlen bewirken. Das Bild zeigt eine Tierform „am Scheidewege“: Der Archäornis besitzt noch Merkmale eines Reptils, zeigt aber schon Eigentümlichkeiten der Vögel.



Einer, der es wissen muß, Prof. H. Irie (rechts) von der Kuyushu-Universität, im Gespräch mit dem deutschen Forscher Prof. Langendorff von der Universität Freiburg i. Br. Der japanische Gelehrte beschäftigt sich mit den Strahlen-Spättschäden von Nagasaki. Er stellte fest, daß jedes siebente der nach dem Atomangriff auf Nagasaki zur Welt gekommenen Kinder Zeichen von Strahlenschädigung, vorwiegend Mißbildungen, aufweist: Atomstrahleneinwirkung ins Erbgefüge.



Die Entscheidung über die Erbanlagen ist in den Chromosomen verankert, in denen die einzelnen Gene aufgereiht sind. Jedes Gen ist für ein bestimmtes Merkmal zuständig. Das Bild zeigt gesunde Chromosomen in einem bestimmten Stadium der Zellteilung. Schon früh fielen die Chromosomen dadurch auf, daß sie stark Farbe annehmen. Daher erhielten sie ihren Namen. Als Träger der Erbanlagen erkannte man sie erst später. Unter bestimmten Umständen können sie sich verändern. Das ergibt die Mutationen.



Kränkeltende Chromosomen. Diese Mikroaufnahme zeigt ebenfalls in starker Vergrößerung Chromosomen, die man einer radioaktiven Bestrahlung ausgesetzt hat. Beim Vergleich mit den gesunden sieht man sofort, daß sie verändert sind. Sie sind eingeschumpft. Weit wichtiger aber sind die damit verbundenen inneren Strukturveränderungen. In Keimzellen sind solche Veränderungen von schicksalhafter Bedeutung. Die Genabwandlungen zeigen sich in Mißbildungen, mit denen Lebewesen behaftet sind, die aus solchen Keimzellen hervorgehen.



Einen Arm zuviel hat dieser Krallenfrosch. Er stammt aus einer Froschgeneration, die man radioaktiv bestrahlt hatte. Das Ergebnis ist diese dreiarmlige Mutation. Das Tier wirkt monströs, ist aber lebensfähig. Es gibt Veränderungen, die jede Lebensfähigkeit ausschließen. Meist muß man damit rechnen, daß ungünstige Veränderungen auftreten. Das ist nicht schwer einzusehen. Im Laufe langer Perioden haben sich Erbgefüge herausgebildet, die sich bewährt haben, und deren Harmonie kaum zu übertreffen ist. Verändert man dieses Zusammenspiel, so ist die Aussicht auf ungünstige Abweichungen sehr viel größer als die Anwartschaft darauf, daß eine Verbesserung zustande kommt. Dennoch ist auch dieser Fall nicht ausgeschlossen, und besonders in der Pflanzenzüchtung kennt man Beispiele von verbesserten Neuschöpfungen. Allerdings ist das „besser“ nicht von der veränderten Pflanze, sondern von ihrem Nutznießer, dem Menschen, her gesehen, der sich Formen heranzieht, die ihm eine erhöhte Nutzbarkeit der Pflanzen eintragen.



Die künftigen Herren der Welt können die Insekten sein. Versuche haben ergeben, daß sie eine mehrere hundertfach stärkere Strahlendosis vertragen als höhere Lebewesen. Das würde bedeuten, daß z. B. aus einem Atombombenkrieg die Insekten in großem Maße ungeschädigt hervorgehen würden. Ameisen, Bienen, Termiten und andere staatenbildende Insekten würden dann eine weitgehend veränderte Welt beherrschen. Das Bild zeigt die als Versuchstier berühmte winzige Taufliege in ihrer normalen Form.



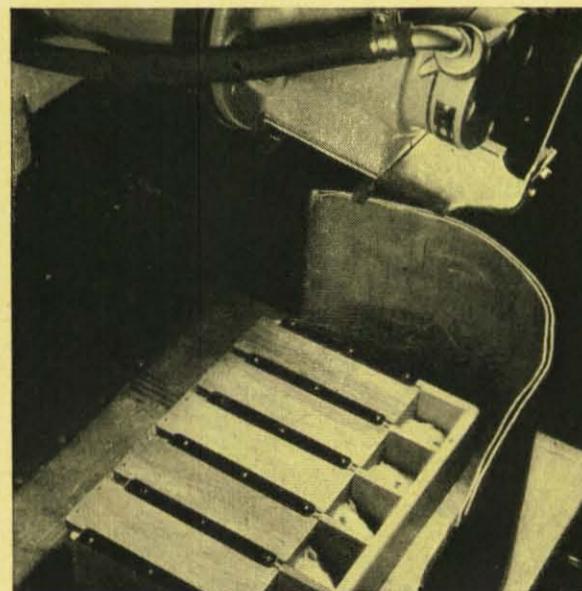
Das Werk von atomaren Strahlen ist diese Form der Taufliege. Das Muttertier wurde einer Bestrahlung ausgesetzt. Die Veränderungen, die im Erbgut dabei vor sich gegangen sind, treten an dem „Kinde“ in Gestalt der Stummelflügel deutlich zutage. Die Taufliege, kaum 2—3 mm groß, ist seit Beginn der planvollen Erbforschung das nahezu ideale Versuchstier. Ihre Chromosomen sind nicht sehr zahlreich und verhältnismäßig groß und daher leicht zu beobachten. Ferner vermehrt sich diese Fliege sehr rasch und neigt zudem dazu, zahlreiche Mutationen hervorzubringen.



Ein Versuchsfeld von großer Tragweite ist diese „Plantage“ einer Veilchenart aus Südafrika. Sie besteht aus rund 2500 Pflanzen. An ihnen stellt Prof. Oehlkers, Freiburg i. Br., Untersuchungen über die genetischen Veränderungen auf Grund von Strahleneinflüssen an. Ihn beschäftigt vor allem eine Frage von großer praktischer Bedeutung. Eine genetische Strahlenschädigung, das heißt eine Veränderung der Chromosomen und Gene, bestimmt ja nicht nur das Schicksal der unmittelbar betroffenen bestrahlten Individuen, sondern da sich die durch sie erzeugten Mutationen weitervererben, entscheidet sie über das Geschick auch der Folgegenerationen. Nun unterliegen Mutationen denselben Vererbungsgesetzen, die auch sonst für Kreuzungen verschiedener Merkmale gelten. Prof. Oehlkers untersucht die Ergebnisse, die bei Rückkreuzung strahlenbehandelter Pflanzen mit normalen, unbestrahlten auftreten. Die praktische Bedeutung seines Forschens liegt darin, zu ermitteln, wie weit sich Strahlenschädigungen durch die Folgegenerationen erhalten. Aus den Gesetzen, nach denen der Erbgang verläuft, läßt sich ableiten, daß bei Rückkreuzung mit der Stammform gewisse Eigentümlichkeiten immer wieder durchschlagen in dem Sinne, daß der Anteil der Veränderungen geringer wird. Das läßt eine Abnahme der Bestrahlungsfolgen im Verlaufe der Generationen erwarten. Von der „sanierenden“ Wirkung der Rückkreuzung mit Wildformen auf Zuchtformen macht man schon länger Gebrauch.



Wie David neben Goliath nimmt sich die zwerghafte Ratte neben dem normalen Geschwistertier aus. Beide stammen aus demselben Wurf. Doch wurde das Tier oben einer Bestrahlung ausgesetzt. Nach kurzer Zeit blieb es im Wachstum zurück. Die Strahlen haben hier die Gene getroffen, die für die Körpergröße maßgebend sind. Selbst beste Fütterung vermag dieses Tier nicht zu voller Größe aufzupäppeln. Eine neue Form ist entstanden, die durch äußerliche Einflüsse nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Zwergform ist dauerhaft.



Das ist die Apparatur, die so verändernd in den Wuchs der Ratte eingriff: Ein Spezialröntgenapparat, der Bestrahlung mit hohen Dosen erlaubt. Auch die Versuchsanordnung ist aus dem Bilde zu ersehen. Der Apparat birgt eine Röntgenröhre. In dem fünfjährigen Gehäuse wurden 5 ganz junge Ratten untergebracht und bestrahlt. In diesem Augenblick gehen die entscheidenden Veränderungen vor sich — welche, sieht man, wenn die Tiere heranwachsen. Vergleich mit den unbestrahlten Geschwistern macht die Abwandlungen besonders deutlich.

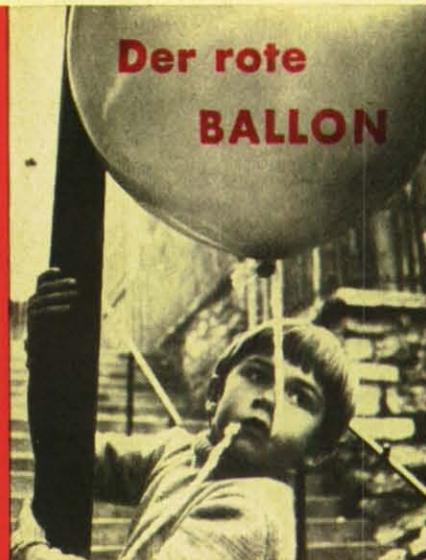


Kleiner Mann - ganz groß

An dem Tag, an dem Robby (Oliver Grimm) sieben Jahre alt wird, schenkt ihm der Großvater ein eben geborenes, edles Fohlen. Zum Zeichen seiner Zuneigung nennt Robby es „kleiner Bruder“ und verspricht dem Großvater, jetzt und immer treu für das Tier zu sorgen. Als zwei Jahre später „kleiner Bruder“ schon alle Merkmale des klassischen Rennpferdes zeigt, lebt der Großvater nicht mehr. Der Vormund, ein entfernter Verwandter des Jungen, ordnet an, daß alle Tiere des Gutes, darunter auch Robbys Pferd, verkauft werden. Eines Nachts flieht Robby mit seinem „kleinen Bruder“

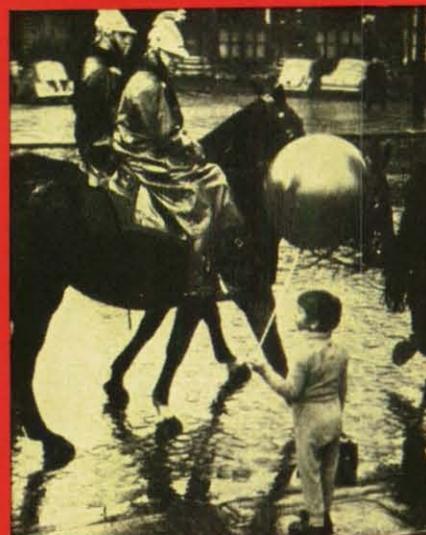
weit über Land. Nach langer Irrfahrt gelingt es ihm schließlich, bei einem Bauern einen Pflegeplatz für seinen Schützling zu finden. Aber damit sind die Schwierigkeiten keineswegs beendet. Trotz verbissener Kampfes des Jungen gelingt es Robby nicht, das geliebte Pferd dem Zugriff seines Vormundes zu entziehen. Erst durch einen glücklichen Zufall wird ein reicher Berliner, der nach Mexiko ausgewandert ist, auf den Jungen aufmerksam und hilft ihm, seinen „kleinen Bruder“ wiederzufinden. Hilfe erfährt Robby auch von seiner Schwester (Karin Dor).

Fotos: Seitz-Film / Constantin / Looschen



Der rote
BALLON

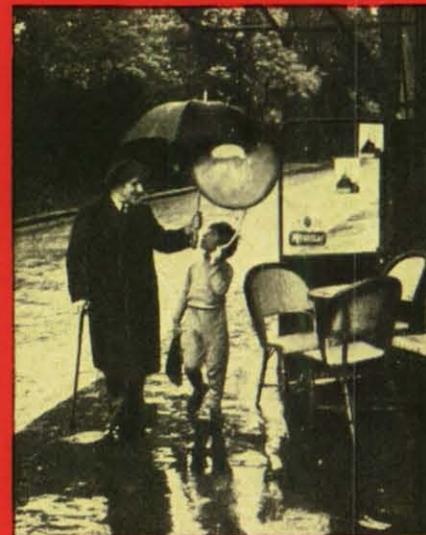
Es war einmal ein Junge, der fand an einer Laterne einen Luftballon. Er behandelte ihn wie ein lebendiges Wesen.



Bei den Erwachsenen fand er wenig Verständnis für seinen neuen Freund. Mißtrauisch betrachten ihn die Polizisten.



Mit dem roten Ballon darf der Junge nicht einmal in der Straßenbahn fahren. Der Schaffner verwehrt ihm den Zutritt.



Ein alter Herr aber nimmt die beiden schützend unter seinen Schirm. — Aus dem Allianz-Film: „Der rote Ballon.“